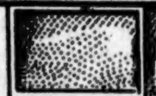
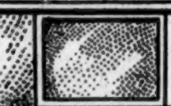
Die Mennonitische Rundschau



Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.



35 Jahrgang. Scottdale, Pa., 16. Oktober 1912. No. 42.

Der Mensch denkt

Über Gott lenkt

Nun danket alle Gott!

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden.
Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und noch bis jetzt getan.

Der ewigreiche Gott
Woll' uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben;
Und uns in seiner Gnad'
Erhalten fort und fort
Und uns aus aller Not
Erlösen hier und dort.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Der Herr ist mein Hirt.

Ich höre deine Stimme,
Mein Hirt, und allgemach,
Wenn auch in Schwachheit, klimme
Ich deinen Schritten nach.
O laß zu allen Zeiten
Mich deine Wege geh'n,
Und deinem sanften Leiten
Mich niemals widersteh'n.

Dein Stab und Stecken trösten
Mich, wenn Gefahr mir droht,
Du zeigest dich am größten
Mir in der größten Not.
Will mir die Kraft verschwinden
Und aller Mut entfliehn,
Weißt du doch Rat zu finden,
Mich aus der Angst zu ziehn.

Oft denk ich: wie wird's weiter
In dieser Leidensnacht?
Da wird's auf einmal heiter,
Daß mir das Herze lacht.
Oft bin ich wie gebunden,
Und weiß nicht aus noch ein;
Und doch wird bald gefunden
Ein Ausgang aus der Pein.

Oft machen mir der Sünden
Verborg'ne Wunden Gram,
Da weißt du zu verbinden,
Zu heilen wundersam.
Oft sink' ich müde nieder,
Ermatt' in meinem Lauf,
Da weckest du mich wieder,
Und richtest sanft mich auf.

Mein Hirt, mein Gnadenspender,
Zieh' mich dir kräftig nach,
Ich folgte gern behender,
Allein ich bin so schwach.
O komm', mir beizuspringen,
Wenn ich nicht weiter kann,
Es wird mir wohl gelingen,
Nimmst du dich meiner an.

Erlösung.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern da ewige Leben haben.

Alle haben die Erlösung nötig, denn alle haben gesündigt. Ehe die Sünde in diese Welt kam, war Adam ein freier Mensch. Indem er der Sünde nachgab, wurde er ein Knecht, und alle seine Kinder, die menschliche Familie, wurde mit unter die Sünde verkauft.

Aber Gott hatte in seiner großen Liebe für diejenigen, die sich von ihm abgewandt hatte, eine Erlösung für alle vorgesehen. Niemand wird dabei übersehen. Alle waren verkauft, aber alle sind auch wieder erkauft.

Der Preis war der größte, der je gegeben werden konnte. „Und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Gold oder Silber erlöset seid, . . . sondern mit dem teuren Blute Christi." In einem Augenblick, als der Mensch sich seinen eigenen Lüsten hingab, war er verkauft, aber der ganze Himmel mußte bei dem Werk des Wiedererkaufens tätig sein,um ihn wieder in seine frühere Stellung zurückzubringen. Gott achtete das, was der Mensch für nichts verkaufte, als des höchsten Preises wert. Niemand braucht deshalb in der Sünde zu beharren. Es gibt eine Erlösung für alle. Christus hat sich selbst für uns gegeben, auf daß er uns erlösete von aller Ungerechtigkeit." Es ist nicht nur eine teilweise Erlösung, sondern eine vollkommene von aller Ungerechtigkeit. „Die Sünde wird nicht herrschen können über euch."

Freiheit von der Sünde ist aber nicht alles, was die Erlösten erlangen. „Gott sandte seinen Sohn, . . . auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, daß wir die Kindschaft empfingen." „Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen." — „Sind's aber Kinder, so sind es auch Erben Gottes." Herrliches Vorrecht! Teuer erkauft, doch so wenig von den Menschen geachtet!

„Christus hat uns erlöset, . . . daß wir also den verheißenen Geist empfingen durch den Glauben," „auf daß die Gerechtigkeit, vom Gesetz erfordert, in uns erfüllet würde, die wir nun nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geist.' Das Leben Jesu war ein lebendes Beispiel der Erfüllung der Gerechtigkeit vom Gesetz. Wir sind erlöst, um den verheißenen Geist zu empfangen, und dadurch geschickt zu werden, ein eben solches Leben wie Jesus zu führen. „Du bist erwürget und hast uns Gott erkauft durch dein Blut." „Daß wir sollten sein heilig und unsträflich vor ihm in der Liebe . . . zu Lob seiner herrlichen Gnade."

„Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils." Jetzt ist es Zeit, die Herzenstür dem zu öffnen, der „uns von Gott zur Weisheit und Gerechtigkeit und Heiligkeit und Erlösung gemacht ist." „Siehe, ich (der Erlöser von aller Ungerechtigkeit) stehe vor der Tür und klopfe an, so jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftun, zu dem werde ich eingehen."

Wir brauchen Gott nicht z ubitten, uns zu erlösen, denn das hat er schon lange getan, so weit es ihn anbetrifft, aber wir müssen ihn ernstlich suchen, um Herzen zu empfangen, die willig sind, alles, was er uns so reichlich anbietet, anzunehmen.

Mit ausgereckter Hand bittet Gott den mit Sünden Beladenen und seine verirrten Kinder: „Kehret euch zu mir, denn ich erlöse euch." Mit unermüdlicher Geduld ruft er: „Kommet her zu mir!" „Ich habe dich erlöset, . . . ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein."

Aber leider nehmen so viele die Erlösung aus Gottes Hand nicht an. Sie tragen sich lieber noch länger mit der Last der Sünde herum. Von solchen sagt der ewige Gott voll Mitleid und Liebe: „Und ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet." „Wie oft habe ich meine Kinder versammeln wollen, . . . und ihr habt nicht gewollt."

„Heute, so ihr meine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht," sondern wendet euch zu ihm, der euch mit einem teuren Preis erkauft hat. Bittet und empfanget von ihm, was er euch so gerne geben will, das ewige Leben. Dann könnt ihr von ganzem Herzen singen:

„Erlöst, erlöst, werd' Erb' ich vom ewigen Reich,
„Erlöst, erlöst werd' heiligen Engeln ich gleich."

J. L. Ireland.

Gegen die Unzufriedenheit.

Es war etwas nicht nach meinem Sinn gegangen; Irgend eine Enttäuschung hatte einen Schatten auf mein Leben geworfen. Frau Unzufriedenheit stellte sich als ungebetener Gast ein. Sie setzte sich mittags an meinen Tisch und vergällte mir das Essen. Nachts saß sie an meinem Bett und verscheuchte den Schlaf. Wollte ich beten, so raunte sie mir so vielerlei ins Ohr, daß ich zerstreut, keinen rechten Segen vom Beten haben konnte, und wollte ich's mit dem Singen probieren schnürte sie mir die Kehle zu. Es war einfach nicht mehr zum Aushalten. Den unliebsamen Gast mußte ich um jeden Preis los werden. Mein Plan, wie das zu bewerkstelligen, war bald gefaßt.

Entschlossen ging ich zum Bäcker, holte dort etwas Kuchen und lenkte dann meine Schritte dem nächsten Hospital zu. „Ist hier ein armes Menschenkind, das niemand besucht?" „Gewiß," antwortete eine Wärterin. „In jenem Saale liegt ein armes Dienstmädchen, das mit einer brennenden Kerze über eine Kellerstiege stürzte und schwere Brandwunden davontrug. Sie versteht zwar nicht Deutsch, aber die Liebesgabe wird ihm wohltun. Niemand frägt nach dem armen Wesen!" Damit führte sie mich in das „Brandzimmer." Da lagen in Wasserbetten Menschen, die bei verschiedenen Gelegenheiten schwere Brandwunden erlitten hatten. In einer Großstadt wie Wien kann man sich über die große Anzahl derselben nicht wundern.

Ich setzte mich an das Bett des verlassenen Dienstmädchens und bot ihm freundlich den Kuchen dar. Und diese Sprache verstand es, wenn wir uns auch nicht durch Worte verständigen konnten. Ein paar Tränen des Dankes, die über die bleichen Wangen rollten, waren die Antwort. Ich hätte ihr so gerne ein Neues Testament gebracht, doch dies ist dort verboten. Bevor ich den Saal verließ, wandte ich den Blick der nächsten Kranken zu. Alle boten einen traurigen Anblick dar. Aber geradezu erschüttert stand ich an einem Bette, wo eine junge Frau unter furchtbaren Qualen mit dem Tode rang. Vor sechs Wochen hatte sie ihre Hochzeit gefeiert mit dem Bräutigam, den sie im Ballsaale kennen gelernt, und vor etlichen Stunden hatte man sie sterbend ins Hospital gebracht. Infolge unglücklicher Ehe hatte sie den Tod gesucht, indem sie ihre Kleider mit Spiritus begoß und dann anzündete. Allen Zuspruch wies sie ab. Sie wollte nur sterben, nur hinaus aus dieser Welt, so schnell wie möglich.

In tiefem Ernste verließ sie das Hospi-

tal. Daheim in meinem Stübchen aber stieg aus meinem Herzen nicht nur ein inniges Gebet für diese armen Leidenden, sondern auch ein heißes Dankgebet zu Gott empor für die Wohltaten, die ich ihm danke. Der Anblick der Leidenden hatte mir so recht zum Bewußtsein gebracht, wie lieblich mir das Los gefallen war. Auch der leiseste Schatten von Unzufriedenheit war aus meinem Herzen verschwunden. Ich habe es seither oft als ein wirksames Mittel gegen Unzufriedenheit erfahren, den Blick auf solche zu richten, denen ein schweres Los beschieden. Da wird man erst gewahr, wieviel Ursache man zum Danken hat. Und indem man anderer Leid, wenn auch oft nur durch einen lieben Blick, ein freundliches Wort zu lindern sucht, macht man nicht nur das fremde, sondern auch das eigene Herz froh.

—Sendbote.

Bekehrung eines Japaners.

Der „Bote" der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums erzählte kürzlich von einer merkwürdigen Bekehrung eines Japaners, der von seinen 45 Lebensjahren nicht weniger als zwanzig Jahre in den verschiedensten Gefängnissen zugebracht hatte und vor etwa zwei Jahren öffentlich in einer Kirche getauft werden konnte.

Der Mann hatte eine traurige Vergangenheit hinter sich. Als Kind armer Eltern hatte er keinerlei Erziehung genossen. So verbrachte er seine Zeit in schlimmer Gesellschaft und hatte schon mit acht Jahren das Trinken und Spielen gelernt. Mit neun Jahren war er ein gewandter Taschendieb, und ehe er das 15. Lebensjahr erreicht hatte, war er schon in fünf oder sechs Gefängnissen herumgekrochen. Dabei war sein ganzer Ehrgeiz darauf gerichtet, ein berühmter Einbrecher zu werden. Der Diebstahl einer beträchtlichen Geldsumme, der ihm eines Tages gelang und ihm ein luxuriöses Leben gestattete, wurde ihm zum Verhängnis. Man wurde wegen seiner Verschwendung auf ihn aufmerksam und überführte ihn des Verbrechens. Er erhielt als Strafe dreizehn Jahre Zuchthaus. Aber der Tod der Kaiserin und die darauf erfolgte Amnestie setzte ihn wieder in Freiheit, noch ehe er seine Zeit abgesessen hatte. Neue Einbruchsdiebstähle jedoch, die er sich wieder zuschulden kommen ließ, führten ihn aufs neue für sechs Jahre hinter Schloß und Riegel.

Doch nun kam es endlich zu einer entscheidenden Wendung in seinem Leben. Von einem Mitgefangenen vernahm er ganz beiläufig, daß es den Gefangenen erlaubt sei, religiöse Bücher zu kaufen, und daß dies von der Regierung so viel als möglich begünstigt werde, weil sie sich davon eine gute Wirkung auf die Sträflinge versprechen. So machte denn auch unser Gefangener davon Gebrauch und kaufte zuerst ein Neues Testament und bald darauf auch das Alte Testament. Da er aber des Lesens unkundig war, machte er sich mit Eifer an das Studium der japanischen Zeichenschrift u. ließ darin nicht nach, bis er notdürftig lesen konnte. Dann ging er an die Entzifferung des Evangeliums Matthäi, das er mit Mühe im Laufe eines Jahres durcharbeitete. Da — so erzählt er später dem Missionar Rawlings—kam ich ohne menschlich Hilfe, allein durch den Geist Gottes zur Erkenntnis und zum Glauben. Ich gelangte von einem zum andern u. ohne Zutun von Menschen las ich in den folgenden drei Jahren die ganze Bibel durch.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis kam er als ein anderer Mensch nach Osaka. Nun war es ihm auch darum zu tun, weiteres über das Bibelbuch zu hören und die christliche Lehre kennen zu lernen. Man wies ihn in eine christliche Kirche, wo er der aufmerksamste Hörer war. „Von dieser Zeit an," schreibt Missionar Rawlings, „verdiente er sich sein ehrliches Brot als Wagenzieher, und beinahe jeden Sonntag konnte man ihn auf den vordersten Bänken unserer kleinen Kirche sitzen sehen, wo er dem Gottesdienst mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beiwohnte. Es erwies sich auch, daß er seine Bibel vollständig kannte, und als ich ihn ein Jahr später taufen durfte, da bekannte er sein Taufgelübde mit solchem Ernst und solcher Entschiedenheit, daß ich keinen Zweifel hatte, daß er mit aller Aufrichtigkeit dem Bösen entsagen und in den Wegen Gottes wandeln wolle."

Der Wert eines Talers.

Um das Jahr 1797 machte Herr M., ein frommer Kirchenvorsteher, eine Reise nach der Ostgrenze des Staates Vermont nach den westlichen Gegenden dieses Staates. Unterwegs, als er gerade in seinem Walde war, sah er ein heftiges Gewitter von fern heranziehen. Er eilte daher vorwärts, bis er am äußersten Ende eine kleine Hütte erreichte. Der Regen fing gerade an, sich in mächtigen Strömen zu ergießen. Er sprang vom Pferde, schnallte den Sattel ab und trat ohne weitere Umstände ins Haus. Ueberrascht darin niemanden anzutreffen, als eine einzelne Frau mit einem kleinen Kinde, entschuldigte er sich wegen seines plötzlichen Erscheinens, und bat, sie möge sich nicht beunruhigen lassen und ihm nur gestatten, hier zu verziehen, bis der so heftige Regen vorüber sei. Die Frau erwiderte, sie sei froh, daß jemand zu ihr gekommen sei, denn sie fürchte sich immer bei einem Gewitter. „Aber wie können sie sich denn vor einem Gewitter fürchten, liebe Frau " entgegnete er: „Gottes Stimme spricht daraus, und die ihn lieben und sich seiner Fürsorge übergeben, haben keine Gefahr zu besorgen." Er unterhielt sich noch eine Weile mit der Frau, und vernahm hieraus, daß sie nie zur Kirche ging und in Sachen der Religion ganz unwissend war.

Der Regen hatte jetzt aufgehört und der Himmel hatte sich aufgeheitert. Der fromme Kirchenvorsteher schickte sich daher zum Aufbruche an. Indem er der Frau dankte für ihre gastliche Aufnahme, sagte er zugleich, es sei sein herzliches Verlangen, daß sie doch das Heil ihrer Seele suchen möchte. Dringend bat er sie, täglich in der Bibel zu lesen und wohl darauf zu merken, als auf ein Licht, das da scheinet an einem dunkeln Ort." Allein sie gestand ihm mit Tränen in den Augen, daß sie keine Bibel habe. Sie war nie imstande gewesen, sich eine zu kaufen. „Können Sie denn darin lesen, wenn Sie eine hätten?" „O ja, und mit Freuden würde ich das tun." „Arme Frau," sagte er, „wie leid tut es mir, daß Sie hierin Mangel leiden, und, indem ich nicht abhelfen kann, leben Sie wohl!"

Er nahm seinen Sattel und ging zu seinem Pferde. Während er aber sich fertig machte, die Reise fortzusetzen, fing er an, nachzudenken. „Diese Frau hat eine Bibel höchst nötig u. wie gern wollte ich ihr eine geben, wenn ich sie nur hätte. Und Geld, um dafür eine Bibel zu kaufen, kann ich nicht missen; ich habe nicht mehr bei mir, als eben hinreicht, um die Reisekosten nach Haus zu bestreiten. Ich muß fort, aber wenn ich diese Frau ohne Mittel lasse, sich das Wort Gottes anzuschaffen, so geht sie vielleicht verloren aus Mangel an Erkenntnis. Was soll ich tun?" Eine innere Stimme lispelte: „Wer sich der Armen erbarmt, der leihet dem Herrn; der wird ihm seine Guttat vergelten." „Laß dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit." Sein Herz antwortete: Ich will mich auf den Herrn verlassen! Er nahm also einen Taler aus seinem Geldbeutel und ging wieder zurück und bat die Frau, das Geld anzunehmen und sich so bald wie möglich eine Bibel dafür anzuschaffen. Das versprach sie, mit der Bemerkung, sie wisse, wo eine zu bekommen sei.

Er verabschiedete sich nun abermals und begab sich auf den Weg. Es gab damals an jener Straße nur wenige Wirtshäuser. Daher bat er in einem Privathause, das er gerade erreichte, als die Nacht ihn überfiel, um Aufnahme. Er hatte noch etwas kleines Geld in seiner Tasche. Da er aber noch zwei Tagereisen vor sich hatte, so beschloß er, sich zum Abendessen mit etwas kalter Küche, was er zufällig noch bei sich hatte, zu begnügen. Als jedoch die Familie sich um den Abendtisch sammelte, lud ihn der Hausherr herzlich ein, an ihrem Mahle teilzunehmen, und nicht nur das, sondern auch zuvor mit ihnen um Gottes Segen zu flehen. Er sah alsbald, daß er sich unter gläubigen Seelen befand, mit denen er frei und vertraulich von göttlichen Dingen reden konnte. Der Hauswirt nebst seiner Familie hörte seinen Reden mit sichtbarer Freude bis zu später Abendstunde zu. Es war eine wahre Erquickung für ihre dürstenden Seelen. Am folgenden Morgen zog Herr M., weiter. Er bot Zahlung an, allein der Hausherr wollte sie nicht annehmen.

In ähnlicher Weise ging's fort auf dem ganzen Wege. Er kehrte ein, so oft er es bedurfte, und überall, wo er einkehrte, suchte er die Leute für die Gottseligkeit zu gewinnen. Ueberall wollte er, wie jeder andere Reisende, für seine Bewirtung zahlen, allein niemand wollte sein Geld annehmen. Und doch konnte niemand anders denken, als daß er mit Geld reichlich versehen wäre.

Wie soll ich das erklären? dachte er; nie zuvor bin ich auf Reisen so behandelt worden. Da fiel ihm der Taler ein, welchen er der armen Frau geschenkt hatte, und nun wurde es ihm klar, daß wirklich der Herr ihm diese Guttat vergolten habe. Ja, es ist gut, dem Herrn leihen! Am zweiten Tage, nachdem er die Waldhütte verlassen hatte, kam er wieder wohlbehalten zuhause an, und hatte noch Geld übrig, den Dürftigen davon zu geben; denn nirgends hatte er Kosten gehabt.

Etwa anderthalb Jahre nachher sprach eines Tages bei Herrn M. ein Fremder vor, und bat um etwas zu essen. Im Laufe der Unterhaltung merkte er, daß er an der andern Seite des Flusses, nahe des Connecticut Flusses wohne. Herr M. erkundigte sich nach einigen Bekannten, die er dort hatte, und freute sich, als der Fremde ihm Auskunft über ihr Ergehen geben konnte. Er fragte dann, ob in dortiger Gegend wahres Christentum zu finden wäre. „Nicht viel, gab der Fremde zur Antwort; jedoch in einer Gegend, in der ich ebenfalls gut bekannt bin, etwa 20 bis 30 Meilen vom Flusse entfernt, hat eine mächtige Erweckung stattgefunden. Die Anregung dazu war besonders merkwürdig. Die erste Person, die erweckt wurde und zur Umkehr kam, war eine arme Frau, die sehr abgelegen wohnt. Bei ihrer Aufnahme in den Bund der Kirche erzählte sie, einige Zeit vorher habe ein Fremder in ihrem Hause bei einem Gewitter Obdach in ihrem Hause gesucht und mit ihr so eindringlich geredet, daß sie durch seine Worte um ihr Seelenheil ernstlich bekümmert worden sei. Dem Manne, sagte sie, habe es sehr leid getan, als er erfahren, daß sie keine Bibel besitze; nachdem er schon das Haus verlassen, um seinen Weg fortzusetzen, sei er noch wieder zurückgekehrt und habe ihr einen Taler gegeben, um dafür eine Bibel zu kaufen, mit dem Beisatze: sie möge sie doch recht bald sich anschaffen und fleißig darin lesen. Sie habe es getan und die Bibel sei das Mittel geworden, um sie aus der Finsternis zum Lichte, aus einem Zustande der Unwissenheit der Sünde zur Lust an der Wahrheit und den Wegen Gottes zu führen. Den Namen dieses frommen Mannes oder woher er sei, wußte sie nicht. Aber sie glaubte sicherlich, daß der Herr ihn gesandt habe. Ueber diese Erzählung, wie über die große Veränderung, die mit der Frau augenscheinlich vorgegangen war, erstaunten ihre Nachbarn nicht wenig. Die Güte, Weisheit und Macht Gottes, die sich in dieser merkwürdigen Fügung seiner Vorsehung deutlich gezeigt hatte, leitete sie zu ernstem Nachdenken. Es fiel ihnen aufs Herz, daß ihnen auch Not täte, ihrer Bibel mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden als bisher. Hierdurch wurden sie aus ihrer bisherigen Gleichgiltigkeit erweckt zu einer tiefen Bekümmernis um das Heil ihrer Seelen. Nicht weniger als dreißig bis vierzig sind seitdem bekehrt worden, von denen man hoffen darf, daß sie wahre Jünger Christi geworden sind; sie freuen sich jetzt Gottes ihres Heilandes.

Der Kirchenvorsteher, der dieser einfachen Erzählung mit einem, von Staunen, Dankbarkeit und Freude immer mehr aufwallenden Herzen zugehört hatte, konnte sich endlich nicht mehr halten. Seine Hände und Augen gen Himmel erhebend, rief er aus: „Mein Gott, du hast mich reichlich vergolten!" —Fröhliche Botschafter.

So wie ich bin.

Eines Tages begegnete der Pastor einer kleinen englischen Kirche einem jungen Mädchen auf der Straße. Sie gehörte zu seiner Gemeinde und da er bei ihr stehen blieb und einige Worte mit ihr redete, erfuhr er beiläufig, daß sie sich auf dem Wege zu ihrer Schneiderin befinde, um ein Ballkleid anzuprobieren. Der Pastor sagte darauf dem Mädchen, wie sehr er hoffe und wünsche, daß sie ihrem eiteln Leben entsagen und ein rechtes christliches Leben beginnen möchte. „Wollen Sie nicht lieber auf meinen Rat und Wunsch vom Balle wegbleiben?" fragte er freundlich. Aber ihre unwirsche Antwort lautete: „Ich möchte, sie bekümmerten sich lieber um ihre eigenen Sachen" — und damit wandte sie sich mit einem kurzen Lebewohl ab und ging ihres Weges.

Bald darauf besuchte sie den Ball, durchtanzte die ganze Nacht und legte dann, müde und fieberhaft, ihr Haupt in die Kissen. Aber bald schlug ihr das Gewissen. Drei Tage brachte sie in großer Seelennot zu. Endlich unfähig, diese Pein länger zu ertragen, ging sie zu dem Pastor und sagte ihm, welch bittern Schmerz ihr die Worte, die sie ihm zugerufen, verursacht hätten.

„Drei Tage lang", sprach sie, „habe ich mich als das elendste Geschöpf auf der Welt gefühlt und jetzt habe ich nur einen Wunsch, nämlich den, eine Christin zu werden. Ich möchte Frieden haben, was muß ich tun, daß ich gerettet werde?" — Der Pastor bat sie daß sie zu dem Sohne Gottes gehen möge, aber gleich und so, wie sie sei. „Was, so wie ich bin?" rief sie voll Erstaunen. „Ich bin einer der größten Sünderinnen, „Sie meinen doch nicht, Gott werde mich gerade so annehmen wie ich bin?"

Dies und nichts anderes meine ich," erwiderte der Geistliche. „Gott will, daß Sie kommen wie Sie sind."

Das junge Mädchen ging nachhause, kniete in ihrem Kämmerlein nieder und flehte zu Gott, er möge sie annehmen, so wie sie sei. Dann nahm sie einen Bleistift und Papier und schrieb unter dem Wehen des heiligen Geistes folgendes schöne Lied nieder, welches die englische Kirche zu ihren besten Hymnen zählt, und das schon unendlich vielen Segen gestiftet hat. Charlotte Elliot ist der Name der Dichterin des Liedes, welches lautet:

„So wie ich bin, voll Sünd und Schuld,
Komm ich zu dir Herr, voll Geduld
Du gabst dein Blut, rufst mich voll Huld —
O Gottes Lamm, ich komm!

So wie ich bin, ganz unverweilt,
Zu dir die kranke Seele eilt,
Zu dir des Blut den Schaden heilt —
O Gottes Lamm, ich komm!

So wie ich bin, mit schwerer Last,
Nur weil du liebst, wo ich gehaßt,
Und weil mein Glaube dich umfaßt —
O Gottes Lamm, ich komm!

So wie ich bin, du willst verzeih'n,
Du nimmst mich auf, du machst mich rein.
Nun bin ich dein auf ewig dein —
O Gottes Lamm, ich komm!

— Der Christl. Botschaftter.

Vom Danken.

In einer bekannten Stadt, so erzählte der in Hamburg heimgegangene Baron Jasper von Oertzen, ist ein Siechenhaus, in welcher eine Anzahl alter und altersschwacher Leute Aufnahme gefunden haben. Diese Siechen hatten immer sehr viel zu klagen und zu seufzen, bald über ihren Aufenthalt im Haus, bald über die Wohnung, die Betten, bald über Essen und Trinken, und über was nicht alles. Kurz, unzufriedenes Klagen und Murren war in jenem Siechenhaus an der Tagesordnung. Da fügte es sich, daß eine neue Schwester als Vorsteherin in dies Haus kam, welche Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte. Eine Weile hörte sie dem Klagen und Seufzen stille zu. Dann aber rief sie eines Tages die Insassen des Hauses zusammen und sagte zu ihnen: „Hört einmal, ihr lieben Alten, ich höre, ihr habt vom Morgen bis zum Abend so viel über euer hartes Los und über allerlei was euch nicht gefällt und was ihr anders haben möchtet, zu klagen und zu seufzen. Ich will euch darin nicht stören, aber ich möchte euch doch einen Vorschlag machen. Sollten wir nicht wenigstens alle vier Wochen eine Stunde ansetzen, wo ihr einmal das Klagen und Murren laßt und wir auch einmal für das danken, was wir alles noch Gutes haben?" Den Siechen kam es zwar merkwürdig vor, daß es noch etwas geben sollte, wofür sie zu danken hätten; aber der Vorschlag der Schwester brachte immerhin etwas Abwechslung in das stete Einerlei ihres Siechenhauslebens, und so wurde er angenommen. Tag und Stunde wurde festgesetzt, und mit Spannung sahen die Hausbewohner der ersten „Dankstunde" entgegen. Sie kam. Nachdem ein Lied gesungen worden war, forderte die Schwester die Anwesenden auf, mit ihr zu beten; und nun fing sie an, dem Herrn zu danken für alles, was er ihnen nach Leib und Seele Gutes gegeben: für alles, was er für sie getan in dem großen Werk der Erlösung, für alles, was er ihnen an Gesundheit und körperlicher Kraft geschenkt, auch für das, was er ihnen im Haus für Obdach, Kleidung und Nahrung täglich beschere, und was so viele Arme um sie her nicht hätten usw. Nachdem sie geschlossen, fragte die Schwester, ob nicht jemand der Anwesenden etwas hinzuzufügen habe. Sie werde gewiß manches vergessen haben, wofür auch noch zu danken wäre. Aber die Siechen wußten nichts mehr, und so wurde die erste Dankstunde, die eigentlich noch lange keine Stunde gedauert hatte, geschlossen. Vor dem Auseinandergehen fragte die Schwester, ob

nun auch in vier Wochen wieder so eine Dankstunde stattfinden sollte. Ein „Ja" von allen Seiten war die Antwort Es war ja doch den Siechen zum mindesten interessant, zu sehen, wieviele Dinge es gäbe, für die man danken könne. Als die nächste Stunde kam, hatte der eine und andere Hausbewohner sich auf etwas besonnen, was die Schwester das vorige Mal vergessen hatte, und wofür man gleichfalls zu danken hätte. Das wurde natürlich gern mit in das Dankgebet aufgenommen. So wuchs der Stoff zum Danken von Stunde zu Stunde, und nicht lange, da fanden die Siechen selbst, daß eine Dankstunde alle vier Wochen eigentlich doch zu wenig sei. Man müßte wenigstens alle vierzehn Tage eine solche halten. Die Schwester war's selbstverständlich gern zufrieden und so gab es eine zweiwöchentliche Dankstunde. Aber auch dabei blieb's nicht. Die Siechen meinten, solch eine Stunde sei doch gar zu schön, und es sei also schade, daß dieselbe nur alle vierzehn Tage sein sollte; warum nicht jede Woche? Natürlich hatte die Schwester auch dagegen nichts einzuwenden, und so war kurz davor, ehe ich hinkam, eine wöchentliche Dankstunde eingerichtet worden. Und was war die Folge? Das ganze Haus war wie umgewandelt. Der mürrische Ton und das immerwährende Klagen und Seufzen war sozusagen völlig verschwunden und ein zufriedener und fröhlicher Geist war eingekehrt. Sollte nicht solch eine Dankstunde auch noch an manchen anderen Orten, in Haushaltungen, Anstalten,Gemeinschaften von Nutzen sein können?

Vereinigte Staaten

Kansas.

Inman, Kansas, den 4. Oktober 1912
Werter Editor!

Weil ich dir etwas Abonnentengeld schikke, dachte ich, ich könnte gleich einen kleinen Bericht mitschicken. Es passiert hier zwar nicht viel Neues, außer daß die Farmer am Weizensäen sind, welche Arbeit wohl zum größten Teil beendigt ist. Jetzt wird Langfutter gemacht, welches auch reichlich gewachsen ist, nur schade, daß der Frost es schon ziemlich beschädigt hat. Es hat nämlich schon ein paar mal ziemlich gefroren. Hoffentlich hat es aber den Wassermelonen noch nicht viel geschadet, deren es viel gegeben hat. Dann kommt die Cornernte. Das Corn ist infolge des trockener Sommers nicht sehr geraten. Doch wird es soviel geben, uns noch wieder ein Jahr durchzubringen. Und so haben wir, im ganzen genommen, noch wieder ein ziemlich gutes Jahr, wofür dem Herrn viel Dank und Ehre gebühret.

Reno County hat von Medora bis Hutchinson der Rock Island Bahn entlang durch die Sandberge eine Clay road (Weg von Lehm oder Ton) machen lassen. Jetzt können wir viel leichter und schneller bis Hutchinson fahren wie früher. Es wird auch eine ziemlich Summe Geld gekostet haben Da in Hutchinson gewöhnlich mehr für Produkte bezahlt wird, als in den kleinen Städten, so wird sich das wohl ein mancher zu nutze machen.

Der Herr verschont diese Gegend ziemlich von Krankheit. Möchten wir diese Gnade zu schätzen wissen!

Grüßend,

D. D. Pauls.

Menno, Kansas, den 4. Oktober 1912.
Werter Editor und Leser! Da wir uns hier, soviel ich weiß, der besten Gesundheit erfreuen, so wünschen wir euch allen dieselbe. Doch ist hier bei alledem ein Todesfall zu verzeichnen, denn Freund Franz Neufeld, früher Lichtfelde, Südrußland, wurde am Montag, den 24. September plötzlich aus diesem Jammerthal abgerufen. Er hat ja ab und zu gekränkelt, fühlte sich aber zu der Zeit sehr wohl und wollte noch bei Nachbar P. R. Dick die Wirtschaft wegstellen, während Dicken Besuche machen wollten. Zu dem Zweck hatte Dick ihn schon geholt. Da wurde ihm Montag, den 24. plötzlich sehr unwohl, während sie beide draußen beim Abladen des Besenrorns waren, doch ging er noch selbst ins Haus, und Frau Dick gab ihm noch etliche Pfeffermünztropfen auf Zucker. Dann meinte er, es würde schon übergehen, doch ging er ins andere Zimmer, legte sich hin, zog sich die Schuhe aus, um sich noch gut bedecken zu können. Als er sich niedergelegt hatte, hörte Frau Dick gleich so ein schweres Atmen. Als sie zu ihm ins Zimmer sieht und fragt, was ihm schadet, sagt er: Nichts. Und wie D. Dick ins Zimmer kommt, hatte er noch zwei Atemzüge getan, und seine Seele hatte ihn verlassen, d. h., seinen irdischen Körper. Alles zusammen hatte vielleicht 15 Minuten Zeit in Anspruch genommen, und der Mensch ist eine Leiche. Niemand von uns weiß, wann die Reihe an ihn ist. Sehr ernst für uns: Fünfzehn Minuten!

Die Leiche wurde auf dem Kirchhofe der Ebenflurgemeinde begraben. Da wir jetzt aber Waisen sind, da wir keinen Prediger haben, so war Friedrich Strauß so freundlich, und hielt uns eine gute, gediegene Leichenrede. Wir wünschen ihm, als Neufeld, die ewige, selige Ruhe. Sein Vater war, wenn ich recht bin, Lichtfelder . . . . neufeld genannt (Die Vorsilbe ist leider unleserlich. Ed). Sie kamen mit uns anno 1879 auf einem Schiff über nach Amerika und siedelten sich in Minnesota an. Wenn noch Freunde in Rußland sind, denen tue ich dieses zum Gefallen, denn er war unser Nachbar und Leidensgefährte hier in Hamilton County über sechs Jahre.

Die wir hier noch zu leben haben, sind jetzt sehr fleißig am Futterabmachen, denn Herr Frost spaßt nicht. Er hat uns die Ranken und Blätter schon anders gefärbt, so muß man sich beeilen, um alles einzuheimsen. Es geht auch viel besser als letztes Jahr, denn es gibt viel Hocken oder Schocks, auch sehr schöne Körner. Nur vom Weizen können wir nichts Lobenswertes sagen; denn zwei bis fünf Buschel vom Acre, dat's to weinig. Wir können aber wieder sän und weiter hoffen. Es ist ja so: Wenn Hoffnung nicht wär', dann lebt' man nicht mehr. Nur schade!!! daß so viele von hier weggegangen sind. Nu sitzen die Uebriggebliebenen auch als die Ent' op dem Stobben, und das geht nicht gut. Na, kommt Zeit, kommt Rat.

Noch bald vergessen. Muß doch noch erzählen, daß ich und meine Alte Großeltern geworden sind, und das meint auch etwas. Das alles der Reihe nach aufzuschreiben, würde nicht nur zu viel Raum einnehmen sondern auch den Editor verdrießlich kukken machen. Ich lasse es denn für diesmal sein und sind froh dazu.

Freunde in Rußland sind gebeten, zu schreiben. In der Krim sind Entzen, meine Vetter, auch Goossen und Janzens. Seid alle von uns gegrüßt.

Euer Freund,

Heinr. Janzen.

Lehigh, Kan., den 4. Oktober 1912.
Werte Rundschau!

Da du ein sicherer und guter Bote ist, der über Land und Meer eilt, weit, ja weit in die Welt hinein, so will ich versuchen, dir etwas mit auf die Reise zu geben.

Der Gesundheitszustand ist bei uns ziemlich gut. Anleitung zum Schreiben gab mir der Bericht in No. 39 der Rdsch., der von meinem Vetter ist. Ich sehe immer die Rundschau gleich durch, ob nicht etwas von Rußland oder Asien drin ist. Letzteres ist der Ort, wo wir 28 Jahre gewohnt haben. Du, lieber Vetter, erwähnst von Kornelius Reimers Kindern, die sind wohl mehr in Oklahoma. Die Wieben sind zerstreut; einer namens Johann Wiebe ist noch in Asien. Die lieben Vetter werden vielleicht selbst schreiben. Du, lieber Vetter Johann Wiebe in Asien, du kannst gut schreiben, sende einmal einen langen Bericht ein. Auch erwähnst du, lieber Vetter Jakob Enns, auch etwas von mir. Ich bin David Reimers David. Als wir von Wernersdorf wegreisten, war ich ungefähr 14 Jahre alt. Ich kann mich nicht viel erinnern; daß ein Klaas Enns bei uns schaffte, weiß ich noch. Wieviel Geschwister seid ihr und in welchem Alter? Wir sind vier rechte Brüder: Peter, ungefähr 43 Jahre alt, ich 42, Kornelius 37, Jakob 32. Jedoch genau kann ich es nicht sagen. In Asien ist noch Mutterchen mit noch sechs Halbgeschwistern, drei Brüdern und drei Schwestern: Johann, Gerhard, Abram, Eva, Anna und Tina. Auch die Schwiegereltern sind noch in Asien. Ich sehne mich oft noch sehr nach ihnen. Das gegen Abend 'mal nach Großpapa gehen, fehlt mir sehr. Was macht ihr alle, ihr Asier? ihr bleibt mir unvergeßlich. Du, lieber Schwager Peter Penner und Gerhard Goossen, schreibt doch auch einmal an die Rundschau, ebenso Onkel Jakob Mandtler. Sie können doch so schöne Berichte schreiben, bitte um einen in der Rundschau! O ihr Lieben alle von Asien, ihr müßt mal schreiben.

Nun zurück zu meinem Vetter Jakob Enns. Als ich deinen Bericht gelesen hatte und am Ende die Schriftstelle sahe, Spr. 19, 7, welche ich gleich nachschlug, wurde

ich doch ein wenig wehmütig gestimmt. Ich mit meiner Familie habe es anders erfahren. Wie es uns erging mit unsern lieben Kindern, als wir hier in Amerika landeten, werdet ihr wohl gelesen haben. Die Leute hier in Amerika wollten fast mehr als sie vermochten. Es war eine schlimme Sache mit unserer Kinder Augen. Aber sie sagten: Es muß gehen und es ging; aber oft quälte mich der Gedanke: wird es ihnen auch zu schwer werden? oder: wird es sie auch gereuen? und werden sie die Sache mit all den Schwierigkeiten in den Graben werfen? Ich hatte keine Durchsicht, aber ich mußte sehen, wie sie es mit des Herrn Hilfe durchführeten.

In Buhler wohnt ein Bruder Heinrich Ratzlaff, der brachte einmal die Sache mit unsern Kindern ins Rühren. Der sagte: Noch nie in meinem Leben habe ich was aufgeben müssen. Auch viele andere nahmen sich der Sache an, daß ich manchmal staunen mußte: Ich, ein ganz Fremder in Amerika, und fast ein jeder wollte etwas an der Sache tun. Geld, auch Beileid wurde mir entgegen gebracht. Ja, sie bewiesen es reichlich mit der Tat. Sowie auch Br. F. S. Görzen, der die beschwerliche Reise über den weiten Ozean übernahm. Und das Komitee hat viel deswegen geschafft. Wenn es auch manchmal so sahe, jetzt ist kein Ausweg, es fand sich mit Gottes Hilfe und Beistand wieder ein Weg, wenn auch durch Dornen. Wenn ich, oder wir so zurückdenken, so sage ich wie Bruder Richert, damals Mitglied des Komitees, neulich zu mir sagte, er glaube, in der Sache sei wirklich Gebetserhörung gewesen. Ja, wunderbar hat der Herr uns geführt; wir wollen ihm dankbar sein und nicht vergessen, was der Herr und die Lieben in Amerika an uns getan haben.

Nun noch ein wenig nach dem Fürstenland an Peter und Aganetha Peters. Ich will etwas auf eure Frage wegen dem Ueberkommen eurer Kinder Wilhelm Dücken schreiben. Ihr schreibt, daß es wohl über Bremen besser geht. Wir kamen über Bremen, und wem ist es schlechter ergangen, als uns? Was dieBürgschaft anbelangt, wurde uns nämlich so gesagt: Wenn einer Person ein Glied fehlt, einen Bruchschaden oder sonst etwas an sich trägt, was nur nicht ansteckend ist, so hilft Bürgschaft; aber ansteckende Krankheiten, wie schlimme Augen oder Schwindsucht, da hilft keine Bürgschaft oder Geld etwas. Doch ich muß sagen: Viel Betrügerei und Geldmacherei ist dabei. Die Augen unserer Jungens waren in Rußland nie schlimm gewesen, bis sie, als wir fast über dem Ozean waren, rot wurden. In Eidtkuhnen und Bremen waren sie noch alle für gesund erklärt worden; aber das Landen wollte nicht gehen. Die Augen sind jetzt alle gesund. Wir haben diesen Sommer manches „Scheck" verdient. Wir haben uns hier anderthalb Meilen südwestlich von Lehigh eine Farm gerentet; aber wir schaffen auch aus. Wir hoffen auf eine mittelmäßige Cornernte. 60 Acres haben wir schon selbst gepflanzt. Hier in Amerika braucht keiner zu darben, der gesund ist und arbeitet.

Nun muß ich zum Schluß eilen, sonst wird es dem Editor noch zu lang und der Bericht wandelt in den Papierkorb. (Wir haben noch Raum außerhalb des Papierkorbes. Ed.)

Ich grüße noch alle Landskroner. Du, lieber Vetter Peter Peters, du hast nach Asien so oft an uns geschrieben, warum jetzt nicht mehr. Die Briefe werden nicht naß beim über den Ozean schwimmen.

Unsere Adresse ist: Lehigh, Marion Co., Kansas.

Grüßend,

Dav. D. u. Anna Reimer.

Oklahoma.

Goltry, Okla., den 30. September 1912. Werter Editor und Leser der Rundschau! Ich wünsche euch allen die beste Gesundheit!

Es ist etwas kühl und regnerisch; vielleicht bekommen wir wieder etwas Frost. Vor einigen Tagen haben wir schon einen kleinen Frost gehabt, Tomaten und Gurken sind erfroren und dem Kaffircorn hat der Frost auch etwas geschadet. Nun, die Leute sind fast alle mit dem Weizensäen fertig und dann geht's ans Cornbrechen und an's Einernten des Kaffircorns; es ist noch viel Arbeit in Oklahoma.

Nun noch etwas Neues zu berichten: Bei unsern Nachbarn war eine krank an Typhus und ist gestorben — der Bericht davon ist in No. 38 — und jetzt liegen noch wieder bei ihnen vier an derselben Krankheit darnieder. Sie liegen schon 18 Tage im Bett, aber sind schon am Bessern. Das kostet viel Geld, wenn solche Krankheit ins Haus kommt. Der Doktor kommt jeden Tag einmal und die Krankenpflegerin ist schon zwei Wochen da, die Kranken zu pflegen. Vor fünfzehn Jahren kostete solches nicht soviel. Damals war meine liebe Frau auch krank an dieser Krankheit und sie lag 18 Tage im Bett, und das hat mir nur $15.00 gekostet, dagegen hat dem Johann Folk sein erster Bub, welcher gestorben ist, mit Begräbnis zusammen $300.00 gekostet. Adam B. Jantz's Frau ist den 12. September gestorben. Sie ist alt geworden 29 Jahre, 5 Monate und 29 Tage. Sie hat ihren tiefbetrübten Gatten und vier Kinder hinterlassen. Sie ist in der Ewigkeit und wir sind noch hier und müssen warten, bis unsere Stunde kommt, so daß wir sagen können, wie es in Ps. 19, 10 heißt: „Die Furcht des Herrn ist rein und bleibet ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesamt gerecht."

Nun will ich noch eineErmahnung machen an etliche mit Spr. 28, 13—16 und Gal. 6, 1—2. Wir die wir leben, sollen einer des andern Last tragen helfen, so sagt uns das Wort. Ich habe einen Brief bekommen von Beatrice, Nebr., von einer Mrs. M. Wölke. Ich kann den Brief nicht ausmachen; sollte sie ferner an mich schreiben, wird sie sich im Schreiben üben müssen.

Ich grüße den Editor und alle Leser. In Liebe geschrieben von

Henry T. Unruh.

Texas.

Westover, Tex., den 28. September 1912. Ich will heute der Rundschau ein paar Zeilen übergeben mit einem Gruß an alle Leser in der Nähe und Ferne. Nur selten kommt jetzt etwas aus dieser Gegend, so möchte ich hier mitteilen, daß hier noch alles immer seinen Gang geht. Wir sind hier jetzt in der Zeit, wo es sehr „drock" geht mit der Baumwollenernte. Im Frühjahr sahe es sehr schön aus; alles, was gepflanzt war, wuchs sehr. Dann war es eine Zeitlang so trocken, daß wir schon meinten, alles würde vertrocknen, doch ehe es soweit kam, schenkte der Herr uns Regen, und dann lebte alles wieder auf. Die Baumwolle wuchs, und wo der Weizen und Hafer ausgebrannt waren, wurde auf Hoffnung Futter gepflanzt, und das meiste davon ist gut gediehen. So hat uns der Herr zu rechter Zeit Regen und Sonnenschein gegeben, daß wir noch eine mittelmäßige Ernte bekommen. Ihm sei Dank und Ehre dafür! Wir denken noch oft an voriges Jahr, als es so trocken war und wir das Wasser fürs Vieh fünf Meilen weit fahren mußten. Jetzt ist an Wasser kein Mangel. Wir hatten vom 13. auf den 14. September ein hartes Gewitter. Bei Westover, eine halbe Meile von hier, schlug der Blitz bei einem Farmer im Stall ein. Der Stall, welcher mit Futter angefüllt war, brannte mit allem ab.

Sterbefälle sind in der Nachbarschaft drei vorgekommen; alles kleine Kinder. Wir sind, gottlob, gesund und können unserer Arbeit nachgehen, doch nicht immer, denn oft wird die Arbeit, das Baumwollepflücken, auf den Knien getan. Aber doch sind wir froh, etwas pflücken zu können. Wir haben sieben Ballen gepflückt. Nachdem, wie dies gegeben hat, kann es noch ein Drittel Ballen vom Acre geben. Die Baumwolle kostet jetzt $11.40 bis $11.60 per Hundert, der Samen kostet $15.00 per Tonne. Einiges ist auch spät gepflanzt, wenn wir bald Frost bekommen sollten, würde das nicht viel geben. Gegenwärtig haben wir das schönste Wetter.

Nun noch einen Gruß an alle Freunde an alle Kinder, Eltern und Geschwister; ich denke, die liebe Rundschau kehrt bei allen ein, selbst bei euch, A. J. Neufelds in California. Deinen Brief habe ich erhalten und will ihn bald beantworten.

Wir würden gern in Kansas oder California auf mehrere Jahre eine Farm renten, wenn wir hier nicht verkaufen können, sollten wir aber verkaufen können, dann würde wir lieber kaufen.

Mit Brudergruß,

Joh. J. Neufeld.

Canada.

Saskatchewan.

Osler, Saskatchewan, den 26. September 1912.

Werte Rundschau!

Da du ein so sicherer Bote bist, so muß ich dir einmal etwas in die Spalten schie-

ben. Es ist jetzt unter den Farmern sehr „drocke" Zeit, denn es wird schon sehr gedroschen und der Ertrag des Getreides ist gut; es gibt von 12 bis 15, auch 20 Buschel Weizen vom Acre. Soweit habe ich bis jetzt gehört, aber wahrscheinlich wird es auf dem frischen Lande mehr geben. Der Weizen hat dieses Jahr auf dem Halm keinen Frostschaden bekommen, also hat er jetzt deswegen ein gutes Aussehen, aber weil er in den Hocken von der Nässe hat soviel leiden müssen, läßt es ihn deswegen nicht das Beste, und die Kaufleute tadeln dies etwas. Der Preis ist dieses Jahr bedeutend niedriger als letztes Jahr. No. 3 Northern soll nur 63 Cents sein, und diese Grade haben wir hier gewöhnlich im Durchschnitt.

Die Witterung ist jetzt schön und trocken, sehr passend zum Dreschen. Die Dampfmaschinen puffen und die Gasolinmaschinen „knakern" in der Nachbarschaft überall; es ist eine Lust anzuhören, wenn man herauskommt.

Aus den Gärten ist alles eingeheimst. Es ist auch hohe Zeit gewesen; denn wir haben schon mehrere Nachtfröste gehabt. In einer Nacht war das Thermometer schon bis 5 Grad unter Null gesunken. Das sogenannte Sauerkraut hätte wohl noch länger stehen sollen, aber es war eine Sorte Ungeziefer darunter, — Maden — die es zum Verfaulen brachten.

Von Sterbefällen ist zu berichten, daß in Neuanlage die Gattin des alten Peter Ens im Juli starb, wovon bis jetzt noch nichts in der Rundschau gebracht worden ist. Der erwähnte Ens hat sich neulich wieder verheiratet mit der Witwe Kornelius Giesbrechtsche über den Südfluß. Gestern, als am 25. September, wurde die achtzigjährige Frau Franz Günther begraben. Sie war ihrem Alter nach noch immer sehr rüstig bis den 18. dieses Monats, als sie zu Vesper gegessen hatte, fing sie mit einmal an, sich zu erbrechen, worauf sie schnell ins Lager gebracht wurde. Sonnabend, den 21. auf Mittag starb sie. Sie hat wohl immer geschlafen und ist beim Schlafen geblieben. Näheres werden ihre Söhne Peter oder Aron, welche auch Rundschauleser sind, berichten.

Weil ich auf meinen letzten Brief in der Rundschau, in welchem ich unsere Freunde in Rußland aufforderte zu schreiben, bis jetzt noch keinen Bericht erhalten habe, so wende ich mich nochmals an die Freunde und bitte: Laßt euch doch einmal hören durch die werte Rundschau; das ist doch ein so sicherer Bote. Aber wahrscheinlich sind von unsern Freunden da wohl keine Rundschauleser, sonst hätten sie schon von sich hören lassen. Es sind auf dem Fürstenlande alte Jakob Siemens, Dorf Olgafeld, und auf Pluoff, No. 2, Johann Andresen, Dorf Steinau. Die Tante Unrau, Sibirien, hat uns geschrieben, daß Ihr, Tante Andres, euch das Bein gebrochen habt. Das wird wohl schon schwerlich wollen zusammenheilen, weil ihr bereits nahe an achtzig Jahre seid. Auch du, Vetter Gerhard Siemens auf der Wladimirower Forstei, bist so stille geworden. Wir hatten früher einen guten Briefwechsel. Mein Brief, den ich im Frühjahr an deine Eltern schrieb, ist doch wohl verloren gegangen.

Nun noch an Vetter Peter Unger in Grigorjewka. Soviel ich weiß, bist du ein Rundschauleser, bitte, laßt dich mal wieder hören! Ich schickte meinen letzten Brief an dich im halben April ab, habe aber bis jetzt noch keine Antwort erhalten. Ob der Brief ist hingekommen, oder nicht?

Sollte von den genannten Freunden keiner die Rundschau lesen, so sind andere Leser, die in ihrer Nähe wohnen, gebeten, sie auf diese unvollkommenen Zeilen aufmerksam zu machen. Danke im Voraus dafür!

Liebe Tanten, ich kann euch mit diesem berichten, daß eure Geschwister hier in Amerika noch alle am Leben sind. An Dietrich Nießen, Alexandrowka, Sibirien, habe ich den 25. September einen Brief abgeschickt.

Den 27. gab es des Morgens einen Z. Schnee. Nun ist das Dreschen für diese Woche wieder aus.

Schließe mit einem Gruß an Leser und Freunde.

Jak. Martens.

Was soll ich für die Mission geben?

Im April 1866, erzählt der große Chinamissionar Hudson Taylor, wurde ich gebeten, in einer kleinen englischen Stadt einen Vortrag über China zu halten, und ich erklärte mich dazu bereit unter der Bedingung, daß in der Ankündigung mitgeteilt würde, daß keine Kollekte stattfinden solle. Der Veranstalter, ein Herr Puget, sagte, solch eine Bedingung sei ihm noch nicht vorgekommen. Er nahm sie aber an und der Vortrag wurde angekündigt. Mit Hilfe einer großen Karte wurde den Leuten etwas von der Ausdehnung, Bevölkerung und großen geistlichen Bedürftigkeit Chinas vor Augen gestellt, und viele empfingen wohrscheinlich einen tiefen Eindruck. Am Schlusse der Versammlung sagte der Vorsitzende, daß auf meine Bitte angekündigt sei, es soll keine Kollekte stattfinden; aber er habe das Gefühl, daß viele Anwesenden betrübt und beschwert sein würden, wenn sie keine Gelegenheit hätten, etwas zu dem Missionswerke beizutragen, das ihnen ans Herz gelegt sei. Er denke, da die Anregung einer Kollekte gänzlich von ihm ausgehe, so werde ich wohl nichts dagegen haben. Ich bat jedoch von der angekündigten Bedingung nicht abzugehen; denn gerade der Grund, der von dem freundlichen Vorsitzenden für eine Kollekte angeführt war, das sei mein starker Grund dagegen. Mein Wunsch sei es gerade, daß sie sich beschwert fühlten von dem Bewußtsein der großen Not Chinas, und daß sie unter diesem Drucke Gott fragen sollten, was sie zu tun hätten. Wenn sie nach betender Ueberlegung überzeugt seien, daß sie weiter nichts zu geben brauchten als einen Geldbeitrag, so könne derselbe an irgend eine in China arbeitende Missionsgesellschaft oder an meine Adresse in London gesandt werden. Aber vielleicht verlange Gott in manchen Fällen nicht einen Geldbeitrag, sondern daß sie sich selbst ihm zum Dienste da draußen weihten, oder einen lieben Sohn, eine liebe Tochter hingäben, was viel köstlicher sei als Gold.

Ich fügte hinzu, eine Kollekte könne ganz leicht den Eindruck erwecken, als wäre Geld die Hauptsache, während doch die höchsten Geldsummen auch nicht eine einzige Seele bekehren könnten. Was not tue, das seien vom heiligen Geiste erfüllte Männer und Frauen, die sich selbst der Mission widmeten. An Geldmitteln zum Unterhalt solcher werde es dann nie fehlen.

Herr Puget fügte sich meinem dringenden Wunsche und schloß die Versammlung. Er sagte mir aber beim Abendbrot, er glaube, ich habe einen großen Fehler gemacht. Am nächsten Morgen kam mein freundlicher Wirt etwas zu spät zum Frühstück und sagte, er habe eine schlaflose Nacht verbracht. Nach dem Frühstück bat er mich, mit in sein Studierzimmer zu kommen, überreichte mir einige Beiträge, die ihm doch am Abend vorher in der Versammlung übergeben waren, und sagte: „Ich dachte gestern, lieber Herr Taylor, Sie hatten unrecht mit der Kollekte. Aber ich bin jetzt überzeugt, daß Sie recht haben. Ich mußte heute nacht immer an die Seelen in China denken, die in der Finsternis dahingehen, und konnte zuletzt nur rufen: Herr, was willst du, daß ich tun soll? Ich fühlte dann mich gedrungen zu diesem Beitrag."

Damit überreichte er mir einen Wechsel auf 500 Pfund Sterling — 10,000 Mark — indem er hinzufügte, wenn gestern abend eine Kollekte gehalten worden wäre, so hätte er nur ein paar Guineen (ein Guineen = 21 Mark) gegeben. Der Wechsel ist die Folge davon, daß er einen großen Teil der Nacht im Gebet zugebracht habe.

—Allg. M.-Z. 1894, S. 490.

Wenn das nun alle täten?

Es ist ein drolliger Kauz, der kleine Hans, und alle Insassen des Straßenbahnwagens, in dem er mit seiner Mutter durch die Stadt fährt, werden durch seine komischen Grimassen und niedlichen Aussprüche erheitert. Als er dann aber auf dem Plüschbezug seines Sitzes klettert, und sein Näschen an der Fensterscheibe plattdrückt, da rückt seine Nachbarin doch mißbilligend zur Seite, und der Schaffner kommt mit ernster Miene, ihm das Sträfliche seines Tuns klarzumachen. Der drollige Hans lacht und streckt ihm die Zunge heraus. Die Mutter errötet und versucht, Hänschen herunterzuzerren. Da fängt er an zu schreien. Er ist gewohnt, daß alles gut ist, was er tut; er kann nicht begreifen, daß man ihn hier „maßregeln" will.

Die Mutter ist ratlos. Der Schaffner aber beugt sich lächelnd nach dem Attentäter und spricht zu ihm dieses: „Wenn das nun alle täten, kleiner Mann."

Ganz erstaunt blickt Hänschen auf. Dann, wie der Blitz ist er herunter, glührot vor Scham und doch aufs höchste belustigt. Ja, wie das aussähe, wenn und die dicke Dame drüben und der würdige Graubart und überall alle auf dem Polster knieten, die Nase an der Scheibe! Zu komisch! Die Mutter wirft dem Schaffner einen dankbaren Blick zu.

Wenn das nun alle täten! . . . Das sollten uns die Leute, das sollten wir uns selbst recht oft sagen. Es ist im schlichten Alltagsdeutsch das, was Imanuel Kant, die Leuchte der Philosophie, mit andern Worten als Kernsatz der Sittenlehre aufgestellt hat, wenn er verkündete, man müsse seine Grundsätze so formen, daß sie sich als förderlich erwiesen, auch dann, wenn alle Menschen sie zu den ihrigen machten. Der Allgemeinheit hat sich der Einzelne zu fügen.

Viele Verbote, die man als lästige Hemmungen empfindet, kann man als richtig sofort erkennen mit Hilfe einer kleinen Ueberlegung, wie es wohl wäre, wenn das, was wir tun möchten und nicht tun dürfen, alle täten; wenn etwa in einer öffentlichen Anlage jeder Besucher eine hübsche Blüte mitgehen hieße, wenn in einem Bureau alle Angestellten täglich eine Viertelstunde zu spät kämen, wenn in einer Familie jedem Kinde erlaubt wäre, Speisen, die nicht ganz nach seinem Geschmack sind, stehen zu lassen.

Es ist ja gewiß richtig, daß sich nicht eines für alle schickt, und daß unter veränderten Verhältnissen manches ungut wird, was vorher gut war, und umgekehrt. Aber das sagt nichts gegen den Hauptsatz; denn dieser ist entwicklungsfähig. Unter Umständen kann es ja auch notwendig sein, daß jemand auf das Polster des Straßenbahnwagens klettert, etwa ein Glaser, der eine zerrochene Scheibe herausnehmen soll. Alle allgemeinen Weisheitssprüche erleiden unter Umständen Einschränkungen. Ihr Wert wird dadurch nicht berührt. Wenn das nun alle täten . . . Das ist eine Mahnung, die Selbstsucht nicht zu weit zu treiben, daran zu denken, daß wir nicht allein auf der Welt sind, und zugleich auch wieder ein Wort verfeinerter Selbstsucht, wie ja vielleicht alle Moral im Grunde verkleidete Selbstsucht ist; denn wer nicht Rücksicht auf seine Umgebung nimmt, kann keine Rücksicht von ihr erwarten, muß den „Kampf aller gegen alle" für die einzig wahre Grundlage der Lebensführung ansehen.

Manch verhängnisvolle Torheit bliebe ungetan, wenn wir uns zur rechten Zeit überlegten, welche Folgen eine allgemeine Nachahmung unserer Handlungsweise haben würde. Unser Gewissen allein ist nicht immer zuverlässig. „Und alles, was mich zu ihm trieb, ach, war so gut, ach, war so lieb", sagt wohl mancher — und dennoch hätten sie sich nicht dazu treiben lassen, wenn sie nicht lediglich an [illegible] ten. —Der H. u. Bfrd.

Eine verzweifelte Fahrt.

Auf der schlesischen Eisenbahnstation Vossowska stand an einem Herbstabend des Jahres 1865 der gemischte Zug 26 zur Abfahrt nach Tarnowitz bereit.

Vossowska, heute eine große Station der Linie Tarnowitz - Breslau, bestand damals nur aus einer Anzahl von mitten in kolossalen Waldungen liegenden Gebäuden, die für den Dienstbetrieb der Station und als Beamtenwohnungen dienten. Die Bahnlinie führte fast ununterbrochen durch alte, sehr wildreiche Forste, in denen zerstreut kleine Ortschaften lagen, deren einige die Bahnstrecke berührten. Die Einwohner bebauten die ärmliche Scholle, arbeiteten in den Wäldern gegen Tagelohn oder in den Galmeibergwerken, in denen man das wertvolle Zinkerz gräbt. Diese Bergwerke waren aber damals erst im Entstehen begriffen und ließen den großartigen Aufschwung nicht ahnen, den sie bis heute genommen haben.

Der Herbstabend war stürmisch und regendrohend. Lokomotivführer Lederer hüllte sich fröstelnd in seinen Mantel, als er sich von dem Stationsvorsteher verabschiedete und nach der Lokomotive ging. Bevor er sie erreichte, hemmte er seinen Schritt; Frau und Kind waren auf dem Bahnwege erschienen, um ihm Lebewohl zu sagen.

„Du kommst diesen Abend nicht zurück?" fragte Frau Lederer ihren Gatten.

„Nein," antwortete dieser; „heute abend habe ich Rangierdienst in Tarnowitz, fahre daher erst morgen mit dem ersten gemischten Zuge um fünf Uhr zurück. Dafür bin ich dann den ganzen Tag dienstfrei. Nun leb' wohl, Marie! Und du, Bruno, sei recht artig; ich bringe dir auch etwas mit. Höre doch einmal, Marie, der Junge kommt mir heute so still vor, er ist doch nicht krank?"

„Mir ist das auch schon aufgefallen," antwortete die Frau; „wahrscheinlich hat er sich bei dem naßkalten Wetter erkältet, ich werde ihn zeitig zu Bett bringen."

Es läutete zum dritten Male. Lederer küßte noch einmal Frau und Kind; dann sprang er auf die Lokomotive, gellend ertönte die Pfeife, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Bevor er um die Biegung der Straße verschwand, blickte Lederer noch einmal von seinem Führerstande zurück und nickte seinen Lieben freundlich zu.

Die Frau winkte mit ihrem Taschentuche und ging dann hinüber nach dem seitab liegenden Beamtenhause, in welchem Lederer seine Dienstwohnung hatte. Mit besorgter Miene betrachtete sie unterwegs den schweigend neben ihr hergehenden Knaben. Er war gar nicht wie sonst; seine Lebhaftigkeit war verschwunden, den Kopf trug er gesenkt, und das Gehen schien ihm beschwerlich.

Zu Hause angekommen klagte er über Müdigkeit und wünschte ins Bett zu gehen, obschon es noch lange nicht Schlafenszeit war. Marie erfüllte den Wunsch des Kindes und überlegte dann, was sie tun solle.

Der nächste Arzt wohnte in dem etwas mehr als eine Stunde entfernten Orte Malapane, wo er auf den königlichen Eisenhüttenwerke als Werkarzt angestellt war. Wenn sie denselben durch eine Depesche herbeirief, konnte dieser in einer Stunde am Krankenbette des Kindes sein. Sie beschloß daher, noch zu warten, weil sie hoffte, es handle sich nur um eine leichte Erkältung, die man mit Hausmitteln beseitigen könne.

Die Entfernung von Vossowska bis Tarnowitz beträgt etwas mehr denn zehnStunden, und trotz der Finsternis der frühen Herbstnacht kam Lederer mit seinem Zug in drei Stunden glücklich am Bestimmungsorte an. Das Wetter war sehr unangenehm geworden; ein starker Wind wehte, der sich bis um Mitternacht zum Sturm ausbildete; dazu fiel ein feiner Sprühregen.

Als der Zug in Tarnowitz angekommen war, erklangen durch elektrische Kraft die gesammten Läutewerke neben den Bahnwärterhäusern auf der ganzen Strecke dreimal und gaben damit das sogenannte Ruhesignal. Es deutete an, daß bis zum ersten fahrplanmäßigen Morgenzuge der Verkehr auf der ganzen Linie eingestellt sei.

Lederer ruhte sich etwas aus; dann begann der Rangierdienst, der notwendig war, um die aufgegebenen Wagen mit Zink und Silbererz, Eisensteinen, Roheisen, Langholz so zu ordnen, daß die am nächsten Tage abgehenden Güterzüge sie bequem auf den betreffenden Stationen abhängen konnten. Kurz vor 11 Uhr nachts war Lederer mit seinem Dienste fertig; er ließ die Maschine unter leichtem Feuer stehen, da er schon nach sechs Stunden wieder abfahren konnte, und erlaubte dem Heizer, nach dem Dienstzimmer im Lokomotivschuppen zu gehen und dort zu schlafen. Er selbst begab sich nach dem Restaurant des Stationsgebäudes, um dort noch ein Stündchen in Gesellschaft zu verplaudern.

Auf dem Bahnsteig traf er den Stationsassistenten Hübner. „Gut, daß Sie kommen," sagte er, „ich habe eine Depesche für Sie."

„Eine Depesche für mich," sagte Lederer etwas bestürzt.

„Ja, kommen Sie nur mit ins Dienstzimmer."

Wenige Minuten später hielt Lederer folgendes Telegramm aus Vossowska in Händen: „Hiesige Station bittet Tarnowitz, dem Lokomotivführer Lederer zu sagen, daß sein Kind an der Halsbräune schwer erkrankt ist. Hüttenarzt Malapane ist verreist und anderweitige Hilfe nicht aufzutreiben. Lederer soll morgen mit dem ersten Zuge womöglich einen Arzt aus Tarnowitz mitbringen."

„Aber bis morgen ist das arme Kind vielleicht tot!" jammerte der erschrockene Vater. „Vor acht Uhr langt der Zug nicht in Vossowska an, und dann kommt Hilfe jedenfalls zu spät. — Und ich soll hier untätig sitzen und wissen, daß mein einziges Kind mit dem Tode ringt? Nein, das ertrage ich nicht!"

„Ja, was wollen Sie denn sonst machen?" fragte Hübner. „Hier hilft nichts als still halten, das Beste hoffen und auf Gott vertrauen. Legen Sie sich noch ein paar Stunden schlafen, ich muß das Bureau schließen. Wünsche gute Nacht, und daß alles besser abläuft als Sie fürchten."

Draußen stand L. in der finstern Nacht. Der Sturm zauste an seinem Mantel, der Regen peitschte sein Gesicht. — „Halb 12 Uhr! Ob sein Kind noch lebte?" Lederer kannte gar wohl den gefährlichen Charakter der Krankheit und wußte, daß in den meisten Fällen nur frühzeitige Hilfe etwas nützen könne. Er eilte in die Stadt

Fortsetzung auf S. 11.

Erzählung.

Mennoniten

von

Ferdinand von Wahlberg.

Der Irsch gehört zwar nicht, wie die Oka, Kama und andere Gewässer, zu den großen Kindern der Mutter Wolga, doch ist er immerhin ein nicht zu unterschätzender Fluß. Als ein echtes Schoßkind verläßt er die weite Steppe nicht, sondern führt ihr unter vielen Krümmungen und Ausbuchtungen das erwünschte Wasser redlich zu, ja bewahrt es ihr auch hie und da in Vertiefungen das ganze Jahr hindurch.

In der trockenen Jahreszeit überziehen sich die seichten Stellen seines Bettes mit üppigem Grün, in das der Mai bunte Blumen webt und der Spätsommer süße Beeren versteckt. Im Frühjahr, wenn das Schneewasser die Steppe zu überschwemmen droht, und zur Herbstzeit, wenn sie von Regengüssen überschüttet wird, nimmt der Irsch einen guten Teil des Wassers auf und trägt den Ueberfluß der Mutter Wolga zu.

So ist er zum Liebling der Steppenleute geworden, ja schon die Urbewohner, die Kirgisen und Kalmücken, wußten ihn wegen der guten Pferdetränken an den Ufern hoch zu schätzen.

Die Ansiedler, Russen, Deutsche, Tartaren, Syrjänen, Mordwinen u. a., welche in späterer Zeit die Steppe in Besitz nahmen, bauten an seinen Ufern entlang ihre Dörfer, Kolonien und Gehöfte, stauten sein Wasser durch Dämme, um Gärten und Tabaksfelder und andere Anpflanzungen anzulegen. Geduldig ließ er alles zu und freute sich des neuen Lebens, das um ihn herblühte.

Bei Hochwasser geschah es wohl zuweilen, daß der kleine Steppenfluß zu einem mächtigen Strome anschwoll, der schäumend und brausend vorwärtsstürmte und alles, was ihm in den Weg kam, mit sich fortriß, ganze Stücke seines Ufers abtrug, Häuser mit wegschwemmte und sogar hin und wieder ein Menschenleben als Opfer forderte.

Derartige Ausbrüche des Flusses waren jedoch selten; noch seltener aber die Leute, die den großen Ueberfluß an Wasser durch Abdämmen für Waldanpflanzungen ausnutzten. Daß solche bestockten Strecken für die ganze Gegend von Nutzen und eine Zierde waren, erkannte gleichwohl mancher, und wem ein angepflanzter Wald gehörte, der war unter Seinesgleichen bekannt und angesehen.

So der Mennonit Klaus Köhler, der auf seinem Gehöft Schöppenthal einen verhältnismäßig großen Forst angelegt hatte.

Auf der ebenen Fläche war der Wald von Schöppenthal weithin sichtbar und diente allen als ein Wegweiser, der besonders zur Winterszeit manchen wieder auf den rechten Weg gebracht hat.

Kein Wunder daher, daß der Name Klaus Köhler allgemein mit dem respektvollen „Ohm Köhler vertauscht worden war, und die Menschen seinem Träger unaufgefordert eine Ehrfurcht zollten, wie sie wohl einem Edelmann auf seinem Stammschloß gezeigt wurde.

Er verdiente sie auch, denn durch eigene Arbeit hatte er das Gehöft Schöppenthal geschaffen, das in jeder Hinsicht zu den allerbesten in der Mennonitenansiedlung gehörte.

Der Weg nach Schöppenthal ging an einer großen Anzahl Einzelgehöfte der Mennoniten vorbei. Schmucke Gebäude, wohlgepflegte Felder, Fruchtgärten mit Blumenbeeten und eine bewundernswerte Ordnung ließen kaum ahnen, daß hier einst nur ödes Steppenland gewesen war, das Menschenhände in Kultur boden verwandelt hatten.

Das Gehöft Klaus Köhlers lag etwas abseits von den übrigen Mennonitenhöfen und -ortschaften, durch den Fluß von ihnen getrennt. Schon das von Bäumen umgebene Wohngebäude war größer und besser gebaut, als es sogar unter den Mennoniten gewöhnlich war, und dazu aus Backsteinen mit Erkerfenstern unter dem hohen, steilen Dach, nach dem Muster des norddeutschen oder holländischen Bauernhauses.

An das Haus reihten sich Ställe, Speicher, Scheunen u. dergl., durch welche auf vier Seiten ein geräumiger Hof umschlossen wurde, dessen Boden durch festgestampften Sand, Lehm und Ziegelsteinbrocken so hart gemacht worden war, daß er auch in der nassen Jahreszeit leicht überschritten werden konnte.

Wenn man jemand fragte, wie es denn Köhler möglich gewesen sei, sein Gehöft in der kurzen Zeitspanne von 20 Jahren auf seine jetzige Höhe zu bringen und so vorzüglich zu bewirtschaften, so war die Antwort: Er ist ein Mennonit und unter ihnen der erste. Damit wollte man sagen, daß die Mennoniten ein ganz eigener Menschenschlag seien, denen alles besser glücke als anderen Sterblichen, und im Vergleich mit ihrer Umgebung von Deutschen, Russen, Tartaren usw., schien es in der Tat der Fall zu sein.

Die geschichtliche Entwicklung der Mennoniten mag auch wirklich Eigenschaften großgezogen haben, die sie besonders befähigten, als Kolonisten Vorzügliches zu leisten.

In erster Linie wäre zu sagen, daß die Religion für die Mennoniten nicht nur eine Glaubens-, sondern vielmehr eine Lebensfrage ist. Wo er auch hinkommen mag, stellt er stets seinen ganzen Lebenswandel nach seinem Bekenntnis ein, und dieses baut sich nicht nur auf den zehn Geboten Gottes und den bürgerlichen Gesetzen des Landes auf, sondern schließt sich eng an die Weisungen Christi an, besonders an jene, die uns in der Bergpredigt hinterlassen sind.

Die Mennoniten nennen sich selbst die Wehrlosen, sie suchen die Waffen der Menschen durch Güte, Nächstenliebe, unbedingte Wahrhaftigkeit und ernsten schlichten Sinn und Wandel zu ersetzen. Dabei halten sie unter sich streng und einmütig zusammen und rügen fast mit Härte jedes Abweichen von ihrer Gemeindeordnung. Obwohl im großen und ganzen dem Glaubensbekenntnis nach Protestanten, halten sie doch an ihrer Kirchen-Ordnung fest, verbieten Ehen mit Anhängern anderer Bekenntnisse und lassen keinen Eidschwur zu. Für ihre religiöse Ueberzeugung ist ihnen noch nie ein Opfer zu schwer gewesen, und von ihren Urahnen ist ihnen eines ins Blut übergegangen: das Auswandern. Um sich ihre Wehrlosigkeit zu erhalten, siedelten die Mennoniten im 18. Jahrhundert von Holland nach Preußen über, wo Friedrich der Große ihnen Land und Schutz gewährte. Als es aber nach der Verfassung von 1848 hieß: „Jeder Preuße ist wehrpflichtig," da ging es weiter, nach Osten, nach Rußland, wo ihnen Land und freie Ausübung ihres Glaubens zugesichert wurden.

Dorthin waren aber schon viel früher, um das Jahr 1800, Mennoniten ausgewandert, lange bevor sie in Preußen zum Kriegsdienst herangezogen werden sollten.

Zum Teil mag diese Auswanderung der Mennoniten mit der Berufung deutscher Kolonisten nach Rußland in Verbindung zu bringen sein. Anderenteils aber dürfte sich hier jener eigenartige Wandertrieb nicht ganz in Abrede stellen lassen. Dieser Trieb wäre unerklärlich, wenn die Ursache nicht in den religiösen Anschauungen der Mennoniten zu finden wäre. Die Bergpredigt, die bei ihnen eine zentrale Stellung einnimmt, hat ihnen auch die Lehre vom Tausendjährigen Reiche Gottes nahe gebracht und in ihnen die Hoffnung genährt, alle ihre leidenschaftlich und schwärmerisch angestrebten Ideale darin erfüllt zu sehen.

Durch Auslegung verschiedener Schriftstellen wollen sie gefunden haben, daß alle, welche der dem Tausendjährigem Reiche vorausgehenden Zeit des Greuels entgehen wollen, einen Ort in Asien aufsuchen und dort die Zeit abwarten sollen. Deshalb bei jeder neuen Niederlassung die Losung: Dieses ist nur eine Station, unser Weg geht noch weiter nach Osten. Dabei wird der Verkehr mit allen zurückgelegten „Stationen" aufrecht erhalten und so der Weg abgesteckt, auf dem alle Errungenschaften der Kultur des Westens zu ihnen gelangen können.

So läßt sich die jedesmalige höhere Kulturstufe erklären, welche die Mennoniten im Vergleich zu ihrer Umgebung einnehmen.

Klaus Köhler war in jeder Hinsicht ein echter Mennonit.

Ausgerüstet mit hellem Verstand und seltener Willenskraft und den religiösen Anschauungen der Gemeinschaft streng ergeben, war er bald einer der bedeutendsten Männer der Mennonitenansiedlung geworden, ohne dessen Wort nichts unternommen oder durchgeführt werden konnte.

Wenn in der Gemeindeversammlung die lange, hagere Gestalt des Ohms mit dem glattrasierten Gesicht, dem kurz geschnittenen Haare und den unveränderlichen, wie aus Stein gemeißelten Zügen erschien machte ihm jeder unaufgefordert Platz. Hatte er eine Meinung, die er gewöhnlich in möglichst wenig Worte kleidete, ausgesprochen, so hatte eben der Ohm Klaus geredet, und es blieb dabei.

Fortsetzung folgt.

Die Mennonitische Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

16. Oktober 1912.

Editorielles.

— Im „Unser Besucher" finden wir eine Einladung zu Donnerstag in der ersten Woche im Oktober zu einer besonderen Versammlung im Interesse der Hospital- und Diakonissensache. Ort der Versammlung ist die Bethelkirche in Mountain Lake, Minnesota. Hoffentlich haben sich viele an der Versammlung, die jetzt schon vorüber ist, beteiligt.

— Soeben meldet ein Brief von Pinia, Georgia, daß Kornelius Wittenberg samt Familie von Rußland gekommen und hier gelandet ist. Er gedenkt aber, nicht in Georgia zu bleiben, sondern sich, sobald er sein Geld, welches ihm von Altonau an der Molotschna nachgeschickt wird, erhält, auf den Weg nach California zu machen. Wir heißen ihn herzlich willkommen in Amerika, wünschen ihm Glück zu seiner ferneren Reise und Gottes Segen zu seinem Vornehmen. Wie die Reise verlaufen ist, hat er uns nicht berichtet, umsomehr, scheint es uns, sind wir zu der Hoffnung berechtigt, bald einen ausführlichen Reisebericht von ihm zu erhalten.

— Die Zeit rückt wieder näher, in welcher man allgemein mehr nach den Büchern und Zeitschriften greift. Wie unsere Leser es gewohnt sind, jeden Herbst und Winter eine Prämienliste in der Rundschau zu finden, so haben wir auch jetzt wieder eine solche für diese Nummer und die kommenden zusammengestellt. Die diesjährige Liste enthält außer zwei Nummern alle Gegenstände der vorjährigen und an der Stelle der beiden gestrichenen Nummern haben wir ein englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch plaziert. Der Preis des schön in Leinwand gebundenen Buches ist sonst 90 Cents, aber als Prämie mit der Rundschau bezogen kostet es nur 75 Cent. Unser Familienkalender bleibt wieder unter denselben Bedingungen als Prämie stehen, unter welchen er voriges Jahr angeboten wurde. Er ist augenblicklich noch unter den Händen des Kalendermannes, wird aber in nächster Zukunft zum Versandt fertig sein. Bestellungen können jetzt deswegen schon gemacht werden, denn sobald er fertig ist, werden alle Bestellungen, die wir bereits erhalten haben, sofort besorgt.

— Als Unterhaltungsstoff für unsere Leser haben wir eine längere Erzählung gewählt, die den uns nicht unbekannten Namen „Mennoniten" trägt. Wir haben es hier aber nicht mit einerGeschichte der Mennoniten zu tun, wie diejenige von P. M. Friesen, Rußland verfaßte, sondern mit einer Erzählung von einem Nichtmennoniten verfaßt, die, wie der Verfasser sie aufgefaßt haben will, ein Gemälde darstellen soll, „das in seinen Grundzügen der Geschichte und Natur, im übrigen der Phantasie seine Entstehung verdankt." Wir glauben, daß es nicht uninteressant ist, zu erfahren, was Angehörige anderer Glaubensbekenntnisse über uns denken und urteilen. Da die Erzählung von einer Gruppe Mennoniten in der Wolgagegend handelt, darf es uns nicht wundern, wenn der Verfasser hier und da seinen Leute etwas zuschreibt, was wir bei uns nicht vorfinden, ja sogar ganz unmennonitisch nennen würden.

Wir sind übrigens dem Verfasser, Herrn Dr. Ferdinand von Wahlberg, Wirkl. Staatsrat, Helsingfors, Finnland, sowie dem Herausgeber, Herrn Wilhelm Braumüller k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien zu Dank verpflichtet für ihr Freundlichkeit, uns das Buch zu unserer Verfügung zu stellen.

Aus Mennonitischen Kreisen.

J. J. Neufeld, schreibt am 28. September: „Da wir unsern Wohnplatz von Dallas nach Rickreall, Oreg., verlegt haben, bitte, die Rundschau von jetzt an hierher zu senden."

Anna Voth Sr. schreibt am 29. September: „Ich will berichten, daß meine Adresse fortan nicht Enid, Okla., sondern Isabella, Okla., Route 1 sein wird. Bitte, mir auch die Rundschau und den Jugendfreund hierher zu senden."

Gerh. E. Friesen, schreibt am 2. Oktober: Da wir gedenken, von hier wegzuziehen, so bitte ich, mir die Rundschau an folgende Adresse zu senden: Gerh. E. Friesen, Berenda, Calif. Es möchten sich alle unsere Freunde diese Adresse merken! Mit Gruß, G. E. F."

John F. Friesen, Buhler, Kans., schreibt am 4. Oktober: „Lieber Bruder, bitte, mir die Rundschau und Jugendfreund anstatt wie bisher nach Buhler, Kans., nach Denair, California zu schicken, denn wir beabsichtigen nächste Woche dorthin übersiedeln. Bitte, auch die Adreßveränderung in der Rundschau bekannt zu machen."

K. W. Reimer, Steinbach, Manitoba, schreibt am 21. September: „Weil es jetzt die Zeit erlaubt, schicke ich dir 40 Cents für den Jugendfreund für dieses Jahr. Das Blatt ist ein schöner Hausfreund und die Kinder lesen es gern. — Es ist hier sehr regnerisch, so daß es sich ganz aufhört mit dem Zusammenfahren und Dreschen des Getreides; auch das Pflügen geht nicht mehr. Mit Gruß, K. W. R.

Peter Löwen, Hillsboro, Kans., schreibt am 1. Oktober: „Ich berichte unsern Freunden, daß wir gedenken, am 8. oder 9. Oktober nach Newton überzusiedeln. Unsere Farm übernimmt unser Sohn P. C. Löwen. Wir haben 47 Jahre auf der Farm gewohnt. Da ich die meiste Zeit in Newton in der Office sein muß und unser jüngster Sohn Otto im Bethel College in die Schule geht, so paßt es uns so besser. Bitte, die Briefe an uns weiterhin anstatt Hillsboro, Newton zu adressieren!"

Abram J. Töws, Hodgeville, Saskatchewan, schreibt am 29. September: „Ich berichte mit diesem, daß wir gedenken, im halben Oktober nach Herbert zu ziehen. Bitte, die Rundschau und den Jugendfreund fernerhin nach Herbert zu schicken. Also ist fernerhin meine Adresse nicht mehr Hodgeville, sondern Herbert, Sask. Ihr Lieben in Rußland, bitte zu merken auf die Adresse! Berichte noch, daß wir, Gott sei Dank, so leidlich gesund sind. Die Dreschzeit ist vorüber, der Ertrag war gut. Dem Herrn die Ehre für den Segen. Die Dreschzeit ist die Ehre für den Segen. Mit Gruß von A. J. und Tina T."

J. B. Köhn, Winton, Calif., berichtet am 1. Oktober: „Heute wurde hier in Winton die Postoffice sozusagen eingesegnet; auch übten sie noch andere verschiedene Zeremonien aus. Es sollen viele Leute zugegen gewesen sein. Leider viel zu wenig bedenkt die Welt, daß ein großer Tag vorhanden ist, an welchem alles offenbar werden wird, wie gehandelt und gewandelt worden ist. Auch wird es dort frei an den Tag kommen, was heute auf diesem Feste getrieben wurde. Wir lesen: Was ihr in Finsternis saget, wird man im Lichte hören, Luk. 12,3. Heute blies der Wind vom Nordwesten. Es war etwas bewölkt bei einer Wärme von 72 Grad. Die Leute machen hier bei Winton schon Süßkartoffeln aus. Sie kosten jetzt etwas mehr als $1.00 per Crate. Werde weiterhin vielleicht noch mehr davon berichten. Es werden diese Woche Gäste von Kansas erwartet, sowie Geschw. Abr. Entzen von Inman und andere. Der Bau des Public School House hier in Winton schreitet stark voran. Es wird ein schönes Gebäude. Auch die katholische Kirche geht ihrer Vollendung entgegen. Mit Gruß, J. B. K."

B. J. Friesen, Rosthern, Sask., schreibt den 29. September: „Da ich einen kleinen Auftrag zu besorgen habe, so möchte ich ihn hiermit bestellen, denn es sind noch nahe Anverwandte in der alten Heimat, für wel-

che dies wahrscheinlich von Interesse sein wird: Johann Andresen, die im Jahre 1891 vom Dorfe Neu-Chortitz, Baratoffsland, Südrußland nach Canada kamen und sich hier in demselben Jahre hier bei Rosthern ansiedelten, feierten am 8. dieses Monats in der Eigenheimer Kirche goldene Hochzeit, und der ganze Verwandtenkreis samt Kindern und Großkindern war anwesend. Sie haben sieben verheiratete Kinder, 31 Großkinder und zwei Urgroßkinder. Auch ein Neffe, ein Sohn seines Bruders Jakob Andres, der zurzeit noch in Rußland wohnt, traf hier eine Woche vor dem Fest ein. Außerdem hat Andres noch zwei Schwestern in Rußland wohnen, und die Frau Andres hat einen Bruder im Sibirischen und zwei Schwestern auf dem Judenplan, die sie alle herzlich grüßen. Dieses diene den Betreffenden zur Nachricht. — Wir haben es hier ziemlich regnerisch und naß gehabt, so daß mit der Ernte und dem Dreschen kein Weiterkommen war."

Fortsetzung auf S. 8.

und suchte einen Wagen aufzutreiben, den er mit einem Arzte nach Vossowska senden könnte. Vergeblich! — Da faßte der geängstigte Vater einen verzweifelten Entschluß. Er lief nach dem Hause des Doktors Schlutow und zog die Nachtglocke. Der Arzt erschien am geöffneten Fenster und rief, wer da sei.

„Lokomotivführer Lederer!" lautete die Antwort. „Herr Doktor, mein Kind hat die Bräune und ist in der größten Gefahr!"

Der Arzt warf den Hausschlüssel aus dem Fenster und rief: „Oeffnen Sie die Tür und kommen Sie herauf; ich werde mich unterdessen ankleiden."

Lederer tastete sich in dem dunklen Hause zurecht und stand endlich vor dem Arzte, einem jungen Manne, der erst seine Praxis begonnen hatte.

„Beschreiben Sie mir schnell den Zustand des Kindes!" sagte der Arzt. „Ich kann dann gleich einige Medikamente mitnehmen; bei dieser Krankheit ist schleunige Hilfe notwendig. Sie wohnen doch hier in der Stadt?"

„Nein Herr Doktor," versetzte Lederer und erzählte mit fliegendem Atem, wo er wohne und wie er die Nachricht erhalten habe.

„Warum klingeln Sie mich jetzt denn heraus?" versetzte der Arzt unwillig. „Der [illegible]e Zug fährt ja erst morgen fünf Uhr."

„Kommen Sie mit mir, Herr Doktor," bat Lederer. Draußen vor dem Bahnhof steht meine Maschine unter Dampf. Wenn wir sie besteigen, bringe ich Sie in einer Stunde nach Vossowska, und mein Kind ist gerettet."

„Sind Sie von Sinnen? Jetzt bei Nacht, wo der Betrieb ruht, wollen Sie ohne Signale zehn Stunden weit fahren? Auf der ersten Zwischenstation würden wir entgleisen, weil die Weichen nicht richtig stehen."

„Nein, Herr Doktor, es ist keine Gefahr. Auf den Zwischenstationen wird nur bis abends acht Uhr rangiert; dann werden sämtliche Weichen und Auskreuzungen so gestellt, daß sie für den ersten Zug, der früh von hier abgeht, richtig stehen."

„Aber die Bahnübergänge sind nicht geschlossen, und niemand erwartet um diese Zeit einen Zug. Wir könnten das größte Unheil anrichten."

„Nein, nein," beschwichtigte Lederer; „ich kenne die Bahnstrecke wie meine Tasche und werde an den Hauptübergängen langsam fahren. Außerdem ist um diese Zeit und bei diesem Wetter kein Mensch auf den einsamen Straßen, die durch die großen Wälder führen."

„Aber was Sie da tun, ist gegen Ihre Instruktion; Sie verlieren ihren Posten, wenn Sie diese Fahrt machen!"

„Was liegt daran? Wenn nur mein Kind gerettet wird! Bitte, Herr Doktor, haben Sie Erbarmen, kommen Sie mit mir!"

Der Doktor gab nach.

Beide bestiegen die Maschine. Wie ein Gespenst jagte die einsame Lokomotive durch die Sturmnacht. Lederer hatte den Heizer nicht geweckt, um unnützes Aufsehen zu vermeiden. Der Arzt ließ sich auf den Kohlen des Tenders nieder und versuchte, den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen. Um ihn vor dem Regen zu schützen, deckte Lederer einen dicken Mantel über den menschenfreundlichen Mann und widmete dann seine ganze Aufmerksamkeit dem gleichmäßigen Gang der Maschine.

Die letzte Station vor Vossowska war passiert und bis jetzt alles gut gegangen. Lederer sah nach seiner Uhr. Eine Stunde war seit seiner Abfahrt verflossen und in einer Viertelstunde konnte der Arzt am Krankenbette seines Kindes sein. Um neue Kohlen aufzuwerfen, bückte sich der Lokomotivführer zur Feuerung hernieder; da erhielt die Maschine plötzlich einen Stoß, ein fürchterlicher Schrei ertönte. Lederer sprang auf, beugte sich hinaus, und bemerkte beim Lichtschein der geöffneten Feuerbüchse, daß man gerade einen Wegübergang passierte; im nächsten Augenblick umgab ihn wieder dichte Finsternis.

„Was war das?" rief der aus seinem Halbschlummer aufgeschreckte Arzt.

„O, nichts weiter, wahrscheinlich ein Stein, der sich zwischen die Schienen geklemmt hat," versetzte Lederer mit stockendem Atem. „Wir sind sofort zur Stelle. Nur noch einige Minuten!"

Wie im Traume mäßigte er den Gang der Maschine; der fürchterliche Schrei, den er gehört, hatte nahezu sein Herz zum Stillstand gebracht. Ohne Zweifel befand sich ein Fuhrwerk auf dem Uebergange, als die Lokomotive denselben passierte. Sie hatte dasselbe erfaßt, zertrümmert und wahrscheinlich waren die Insassen des Wagens verunglückt — tot oder verwundet.

Da war das Beamtenhaus! Die Lokomotive stand und der Arzt begab sich, geführt von L., nach dem Hause. Aus dem Stockwerk imGiebel schimmerte Licht. Dort war die Wohnung des Lokomotivführers, dort rang sein Kind mit dem Tode. Um dieses Kind zu retten, hatte er andere Menschen getötet und verstümmelt.

Lederer stöhnte laut auf. Mühsam schleppte er sich die Treppe hinauf. Die Frau öffnete auf sein Klopfen. Das Kind lebte noch. Er sah sein aschfarbenes Gesichtchen, hörte sein röchelndes Atmen. In seinen Ohren tönte wieder der furchtbare Schrei, den er vor wenigen Minuten am Wegübergang gehört. Die furchtbare Spannung, die ihn stundenlang beherrscht hatte, wich jetzt; seine Kräfte waren zu Ende, ohnmächtig sank er zu Boden.

Es war schon heller Morgen, als Lederer aus seiner Betäubung erwachte. Nur sehr langsam konnte er sich die Ereignisse der letzten Nacht wieder vergegenwärtigen; ein rasender Kopfschmerz verhinderte sein klares Denken; die Glieder waren fast bewegungsunfähig, und in seinen Gedanken lag es wie Blei. Er versuchte den Kopf zu heben, aber es gelang ihm nicht. Stöhnend ließ er ihn wieder auf das Kissen sinken. Da eilte die Frau herbei und beugte sich über ihn. Er sah ihr verweintes, abgehärmtes Angesicht. „Marie!" flüsterte er.

„O, wie glücklich bin ich, daß du wieder bei Bewußtsein bist!" sagte sie. „Der Arzt glaubte zuerst, es sei Schlaganfall."

„Was macht Bruno? Lebt er noch?"

„Gott sei Dank, ja! Herr Schluchtow hat operiert; wenn die Hilfe eine Stunde später gekommen wäre, hätte unser Kind rettungslos ersticken müssen. Er ist jetzt zu den Verwundeten gerufen worden, die am Wegübergange überfahren worden sind. Ein Mann soll tot u. zwei Frauen und ein Kind schwer verletzt sein. Ich weiß aber nichts Näheres und habe dies nur erfahren, der Hilfsweichensteller kam, um den Doktor zu rufen. Versuche jetzt noch ein wenig zu schlafen, lieber Mann; für dich ist Ruhe am wichtigsten.

Damit ging die Frau ins Nebenzimmer, wo das anscheinend schlafende Kind lag.

„Ein Mensch tot, drei schwer verwundet und vielleicht auch dem Tode verfallen, u. das alles durch meine Schuld!" seufzte Lederer. Freilich, das hatte er nicht gewollt; er hatte nur sein Kind retten wollen. Aber durfte er die verzweifelte Fahrt unternehmen ohne Signale und bei ungeschlossenen Wegübergängen?

Doch was nützen jetzt alle Betrachtungen, alle Selbstvorwürfe, alle Reue, der Tote wurde nicht wieder lebendig, das Unglück nicht ungeschehen. Und was geschah mit ihm selbst, mit dem Verursacher des Unglücks? Zum mindesten traf ihn Dienstentlassung und Gefängnisstrafe; aber schlimmer als diese war die Qual seines Gewissens, das ihm bis zu seinem Lebensende Vorwürfe machen mußte.

Mit einem verzweifelten Ruck erhob sich der Gequälte. Dies Stillschweigen hielt er nicht aus; dieStubenluft erstickte ihn. Mühsam wankte er die Treppe hinunter, hinaus ins Freie. Vor der Tür stand der Unglückliche einige Minuten still; die Luft des regnerischen Herbsttages tat ihm wohl. — Dann lenkte er seinen Schritt nach dem Lokomotivschuppen, um nach seiner Maschine

zu sehen. Er fand dieselbe, begrüßte sie mit einem wehmütigen Blick und machte sich daran, zu finden, ob sie bei dem schweren Stoße Schaden gelitten habe. Lautes Lachen schreckte ihn plötzlich auf. Einer der Schuppenarbeiter, denen das Reinigen der Aschenkasten und das Anheizen der Maschine vor Beginn des Dienstes oblag, war herangekommen und sagte: „Sie wollen wohl nach Ihrem Braten sehen? Ich habe ihn beiseite gebracht; wollen Sie ihn haben?"

„Lederer blickte den Mann ohne jedes Verständnis an. „Braten?" fragte er dann, was wollt Ihr damit sagen?"

Der Arbeiter lachte wieder. „Es muß einen ordentlichen Stoß gegeben haben; mich wundert nur, daß die Maschine nicht aus dem Geleise sprang. Vorn an den Rädern und an den Puffern war alles voll Blut, auch Haare waren an den Radkränzen; ich habe die ganze Schmiere fortgewischt. Der Aschenkasten war voll Knochen und halbverkohltem Fleisch. Schade um das schöne Geweih."

Damit holte der Arbeiter hinter einem Haufen alter Eisenbahnschwellen mehrere zerbrochene Geweihstangen eines Hirsches hervor.

Da sehen Sie, dem ist's schlecht gegangen. Der war wohl nicht gewöhnt in der Nacht auf seinem Wechsel durch die Lokomotive gestört zu werden. Er ging gerade über den Weg, als das Licht der Maschine in Sicht kam, blieb erschrocken stehen, und Sie fuhren ihn um."

Lederer lehnte sich an eines der Lokomotivräder. Einen Hirsch hatte er überfahren und keine Menschen! Der fürchterliche Schrei war der eines sterbenden Hirsches gewesen. Aber es war doch ein Eisenbahnunglück geschehen, bei dem es Tote und Verwundete gegeben hatte. Wachte er oder war er im Fieberwahn?

Der geschwätzige Arbeiter fuhr weiter: „Dem Lokomotivführer Hübner ist es heute früh, als er den ersten Zug nag Tarnowitz fuhr, nicht so gut gegangen. Der hätte schrecklich Unglück haben können, aber ganz ohne seine Schuld. Gleich hinter dem Bahnhof an der Schranke 6 stieß er an einen Wagen mit Leuten, die zu Markte fuhren. Der Bauer, der den Wagen lenkte, wollte sich wahrscheinlich nicht verspäten und hatte eigenmächtig die Barriere geöffnet, um noch vor dem Zug hinüber zu kommen. Mitten auf dem Geleise erwischte ih die Maschine, trotzdem Herr Hübner gleich Gegendampf gab. Wäre der Zug schon in voller Fahrt gewesen, so wäre das Unglück viel größer geworden. So aber ist die Sache noch ziemlich gut abgelaufen. Eine Frau hat einen Fuß gebrochen, eine andere den Arm, der Bauer und ein Kind sind nur betäubt worden und ein wenig zerschunden. Die Pferde blieben unverletzt, trotzdem sie in den Graben flogen. Der Wagen ist freilich ganz zertrümmert — aber Herr Lederer, was ist Ihnen denn? Lassen Sie mich doch los!"

Der Arbeiter hatte allen Grund, erschrokken zu sein. Wie ein Wahnsinniger war der Lokomotivführer auf ihn losgestürzt und hatte ihn umarmt, während er lachte und weinte in einem Atem.

Lederer kam wegen seiner nächtlichen Fahrt, die gegen alle Instruktion war, in Untersuchung und wurde um einen Monatslohn gestraft. Man trug ihm aber sein Dienstvergehen nicht nach, da man wußte, aus welchem Grunde er die verzweifelte Fahrt unternommen. Doktor Schlutow konnte natürlich nicht belangt werden, im Gegenteil, seine Hilfsbereitschaft in diesem Falle verhalf ihm zu großem Ansehen und einer ausgebreiteten Praxis.

Er sowohl als Lederer weilen nicht mehr auf Erden. Die Erinnerung an diese nächtliche Fahrt ist aber bei den Ueberlebenden jener Zeit noch heute nicht geschwunden.—Ev. Zeitschrift.

Zweierlei Vermögen.

In einem kleinen Landstädtchen war Jahrmarkt. Die Straßen, welche sonst die ganze Woche über wenig belebt sind, waren voller Leute. Da kamen Bauern mit Wagen und Wägelchen, Chaisen und Fuhrwerken aller Art von nah und fern und hatten allerlei sich zu erzählen und zu verhandeln mit Handwerkern und allerlei Käufern. Aber diesmal war etwas ganz Besonderes, was die Leute beschäftigte, die in Gruppen zusammenstanden und selbst, als es zu regnen anfing, nicht müde wurden, zu erzählen und Vermutungen aussprachen.

„Hast du die Neuigkeit schon vernommen?" fragte ein alter Bauer eine Frau mit einem grünen Regenschirm, die alt und gebrechlich einherschritt.

„Ich weiß von keiner Neuigkeit," antwortete Elisabeth, „ich gehe nur, etwas Gemüse zu kaufen. Was gibt's denn Neues?"

„Ja, daß der Jakob Lange ein großes Vermögen geerbt hat von einem Onkel, den er nicht einmal kannte, und von dem er nie etwas gehört hatte! Derselbe habe in Australien gelebt, war ungeheuer reich und nun hat der Jakob als sein nächster Verwandter das ganze Vermögen geerbt."

„Was du nicht sagst," entgegnete Elisabeth. „Der Jakob ist ja ein lustiger Zimmermannsgesell und nicht einmal 24 Jahre alt. Was will er mit dem Vermögen beginnen?"

„Ohne Zweifel es verschwenden; er hat schon damit begonnen und zahlt allen seinen Kameraden in Hülle und Fülle. Die einen sagen, es seien viele Hunderttausende, die andern aber behaupten, es seien viele Millionen! Das wäre doch gut, Elisabeth, wenn wir beide auch einen Teil davon hätten, wir könnten's gut brauchen und würden es nicht verschwenden. Du wärst doch auch gerne reich und könntest dann in einer Kutsche fahren und müßtest deine alten Beine nicht mehr so ermüden, wie du es jetzt tun mußt, um durchzukommen!"

„Da irrst du dich," sagte die Alte, „ich bin ganz zufrieden, wie ich es jetzt habe, und begehre gar nicht mehr zu haben, noch reicher zu werden; ich danke meinem Gott von Herzen für alles, was er mir zukommen läßt, und bin herzlich vergnügt in meiner Lage."

„Was, — du bei deiner Armut willst es nicht besser haben?" sagte Thomas höchst verwundert, „das begreife ich nicht. Seit dein Mann gestorben ist und deine zwei Kinder, hast du doch ein kümmerliches Leben und hast kaum das Nötige in deiner ärmlichen Wohnung!"

„Du irrst dich sehr, ich bin so zufrieden und glücklich und will gar nicht mehr haben, als ich besitze. Ich brauche nicht viel und habe genug, mehr wäre mir nur schädlich. Wenn es mir gut wäre, in einer Kutsche zu fahren und viel Geld zu haben, glaubst du nicht, mein Gott könnte es auch einrichten, mir solches zukommen zu lassen, wie er es dem Jakob Lange zukommen ließ?"

„Ach so, du glaubst an die Vorsehung?" entgegnete Thomas.

„Nein, mein lieber, da habe ich etwas viel Besseres als die Vorsehung! Weißt du, Gott ist mir viel mehr als nur Vorsehung. Er ist mein Freund, wenn auch unsichtbar mir nahe! In meinem armseligen Stüblein verlebe ich glückliche Stunden, ich erzählte ihm alle meine Erlebnisse, lege alle meine Sorgen nieder, empfinde viel Freude und Trost und bin so zufrieden, wie Er alles, Großes und Kleines leitet. Wenn ich etwas nötig habe, so sage ich es ihm. Und ich erhalte es. Er ist ein allmächtiger und lebendiger Gott, der sieht und hört. Er ist wie mein Vater? Glaube es mir, Thomas, wenn ich heute mit Jakob Lange tauschen und sein ganzes großes Vermögen bekommen könnte — ich wollte es nicht, auch wenn es Millionen wären. Es würde mir angst und bange, weil ich den Segen Gottes nicht dabei hätte! Wie bin ich so glücklich bei meinem Wenigen!"

„Ehrlich gestanden, das hat mich schon lang gewundert, wie du bei deiner Armut, die wir alle kennen, stets so heiter aussiehst — nie unzufrieden bist und stets fröhlich sein kannst!" meinte Thomas.

„Das ist doch leicht zu verstehen," antwortete die alte Frau. „In der ganzen Gegend gibt es keine glücklichere Wohnung, als ich sie habe, obwohl es nur alte, kleine Räume sind, mit wenig und geringen Möbeln. Aber wel chgesegnete Stunden verlebte ich darin schon, ganz allein mit meinem Gott! Ich kann es gar nicht erzählen, wie freue ich mich in seiner Gemeinschaft."

Thomas ging nachdenkend weiter; das war ihm ganz unfaßlich, wie ein armes Weib, das sehr wenig verdiente und fast nichts hatte, so fröhlich sein könne und nicht einmal aus seiner Armut heraus wollte!

Fünf Monate vergingen; in dieser Zeit lebte Jakob Lange herrlich und in Freuden mit seinen Freunden! Er sollte selbst nach Australien, einen Teil seiner ererbten Besitzungen zu verwerten.

„Das pressiert gar nicht," sagte er, „fällt mir auch nicht ein. Erst will ich es noch ein bißchen gut haben und mir wohl sein lassen, das hat alles noch Zeit."

In einem solchen Landstädtchen da erzählt man einander alles, und so wurde es auch dem Jakob Lange hinterbracht, daß die arme Elisabeth gesagt habe, daß sie gar nicht mit ihm tauschen würde und viel lieber ihre Armut behalte, als seinen Reichtum! Das paßt ja gut zusammen, meinte er: Zum Tauschen müssen beide Teile ein-

verstanden sein, ich tausche auch nicht, sondern behalte lieber meinen Reichtum —begehre ihre Armut nicht von weitem.

Er reiste in die Stadt, spielte den großen Herrn und ließ viel drauf gehen. Dann mietete er das schönste Haus im Städtchen und lud seine Freunde ein, die sich zahlreich einfanden und bewirtete sie großartig.

Sowohl die Freunde als auch Jakob Lange selbst fanden, daß es sich schicke, daß er einen Wagen mit Pferd sich anschaffen solle. Das haben alle großen Herren. Nur sollte es dann kein gewöhnlicher Wagen sein, wie eine Droschke, sondern ein Wagen auf hohen Rädern, den man schon von weitem sehen und von dem man auch auf die Fußgänger herunterschauen könne, das passe für einen solchen Herrn. Es wäre am besten, so ein Jagdwagen, wie hie und da ein Herr auch einen habe!

Das leuchtete dem Jakob Lange ein! Obwohl er vom Fahren nichts verstand, noch von der Behandlung der Pferde, so meinte er, dies sei keine Kunst, das könne er so gut als ein anderer, die Peitsche schwingen und das Leitseil halten, dazu brauche es doch keine besondere Geschicklichkeit. Wahrscheinlich dachte er, wer Geld habe, der bekomme den Verstand dazu, so etwa: noch oben drein!

Richtig wurde ein schöner Wagen mit hohen Rädern gekauft, der auch etwas vorstellte. Nun mußte auch ein hüsches Pferd her mit feurigem Temperament, daß, wenn Jakob Lange angefahren kam, die Leute rechts und links auseinander flohen! Das gefiel dem jungen Herrn. Zum ersten Mal ging es noch gut. Aber bei der zweiten Ausfahrt, die einer seiner Freunde mitmachte, der vom Fahren so wenig wie er selbst verstand, da ging es nicht gut. Das Pferd, ob erschreckt oder unrichtig behandelt, brannte durch, er verwickelte die Leitseile, fuhr an eine Ecke, der Wagen warf um, die Insassen wurden herausgeworfen und lagen blutend und bewußtlos am Boden. Der Wagen ward zerschmettert und das Pferd lief mit dem vorderen Teile davon!

Vorübergehende hoben die beiden auf; Jakob am Kopf blutend, mit verletztenGliedern, wurde in sein Haus gebracht. Man fürchtete zuerst für sein Leben, aber nach wenigen Wochen hatte man Hoffnung, daß er mit dem Leben davonkommen werde, wenn auch gelähmt und mit bedenklichen Folgen, wie der Arzt urteilte. Das war ein langes Krankenlager, wobei gar mancherlei Gedanken ihm durch den Kopf gingen! Nach längerer Zeit fiel es ihm ein, die Elisabeth rufen zu lassen, die er gut kannte und von der er wußte, daß sie bei ihrer Armut mit seinem Reichtum nicht tauschen würde. Als sie bei ihm eintrat, so frug sie, warum er sie eigentlich habe rufen lassen.

Setzt euch erst, ich möchte mit euch im Vertrauen reden und euch etwas fragen. Ihr wißt ja, ich habe ein grokes Vermögen, aber offen gestanden, ich bin unruhig und unzufrieden darüber. Jetzt möchte ich von euch wissen, wie ich es anstellen muß, daß ich auch so fröhlich werde, wie Ihr seid Lehret mich dies!"

„Mein lieber Jakob, das ist geschwind gefragt, aber das kann ich euch nicht geben, und auch kein anderer Mensch kann das tun. Wollt Ihr das werden, so müßt Ihr zu meinem Herrn und Meister in die Schule und von ihm das lernen, denn das kann er und er auf der ganzen Welt allein!"

„Ja, aber sagt mir, wie muß ich das anfangen murmelte Jakob.

„Da muß man beten, das wird nur der Bittenden gegeben," erläuterte Elisabeth.

„Aber, was muß ich bitten?" fragte Jakob.

„Herr, schenke mir den heiligen Geist u. zeige mir, daß ich ein Sünder bin und du —der Sünderheiland! so sollt Ihr beten," sagte Elisabeth.

„Aber da ist nichts drin von Glück und Zufriedenheit, seufzte Jakob, „das möchte ich und sonst nichts."

„Nur Geduld, Jakob, das ist der erste Schritt zum Glück und nachher kommt man dazu. Wer mit einem Wagen fahren will, darf die Pferde nicht hinten am Wagen anbinden, sondern die Pferde gehören vorne hin und hinter den Pferden erst der Wagen. Wer glücklich und zufrieden sein will, dem muß seine Schuld durchgestrichen sein. Wenn das geschehen, so kommt der Friede ins Herz; vorher kommt er nicht, man kann machen, was man will. Nun, Jakob, ich will euch nicht länger ermüden. Wollt Ihr das kurze Gebet öfters beten?" Und sie wiederholte es ihm noch einmal.

„Das will ich treulich tun, antwortete Jakob. „Aber kommt doch bald wieder, nicht wahr, Elisabeth?"

Nach einigen Tagen ging sie wieder hin und besuchte ihn öfters. Einmal sagte er: Es ist mir jedesmal eine Freude, wenn Ihr kommt; es ist, als ob ich weniger Schmerzen hätte, und ich sehe so gern in Euer altes, fröhliches Gesicht. Schon als kleiner Junge hatte ich Euch gerne, weil Ihr stets so freundlich waret."

Ja, und Ihr und Heinrich habt oft für mich Holz gesammelt im Wald, und hie und da Botschaft ausgerichtet, und wenn ic Euch einen halben Groschen geben wollte, s habt Ihr ihn nicht angenommen."

„Das ist wahr, aber wir nahmen das Geld nicht, weil Ihr allemal so herzlich gedankt habt, wie dies sonst niemand tat, und wir hörten euch so gerne danken, das hat uns innig gefreut. An alle diese alten Sachen habe ich gedacht, nachdem ich das Vermögen geerbt, und im Wirtshaus sagte mir Thomas, daß ihr mit mir nicht tauschen würdet. Ueber das habe ich oft und viel nachgedacht, was das denn eigentlich sei, das einen größeren Wert habe als Reichtum. Nach meinem Unglück mit dem Wagen kam mir das stets und mehr in den Sinn, denn das wissen alle Leute im Städtchen, daß ihr arm, ja recht arm seid!"

Ein andermal sagte Jakob zu Elisabeth: „Hört einmal, ich glaube, Gott fängt an, mir zu zeigen, daß ich ein Sünder bin. Früher meinte ich, ich gehöre zu den Braven, denn niemand konnte mir etwas vorwerfen. Wenn ich auf dem Krankenlager so nachsinne, seitdem ihr zu mir kommt, so wird es mir klar, daß ich eigentlich jeden Tag sündige. "In einigen Wochen, als Elisabeth wieder kam, rief Jakob aus: „Ich bin unglücklicher als vorher; meine Sünden drücken mich, denn ich habe mich oft schwer an Gott und Menschen vergangen!"

„Dies wird wohl so sein, aber deswegen braucht Ihr nicht zu verzagen, denn dafür gibt es ein Heilmittel," sagte Elisabeth freudig. Seht nur auf das Lamm Gottes hin, das der Welt Sünde trägt! Das ist's wofür Ihr gebetet habt. Zeige mir, d. du bist der Sünderheiland. Erst seine Schuld erkennen und dann nimmt sie der Heiland weg. Ihr dürft überzeugt sein, bald erfahret ihr eine freudige Antwort daß euch die Schuld nicht mehr drückt. Er nimmt sie euch ab, Er hat sie getragen und gebüßt."

„Aber wie seid Ihr denn so gewiß, daß das wird, ich fühle nur Angst und Bangigkeit, und ihr redet davon und seid so sicher, als ob ihr mit dem Herrn ganz genau bekannt wäret," sagte Jakob.

„Wie könnte ich anders, ich bin genau mit ihm bekannt," entgegnete die alte Elisabeth, sind es doch 60 Jahre, daß ich mit ihm umgehe. Ich werde nächsten Geburtstag 79 Jahre alt, und als ich 16 Jahre alt war, da zeigte er mir, daß er mein Heiland sei, und seit der Zeit ist er mein bester Freund. Meinen Mann und meine Kinder nahm er zu sich, aber nie hat er mich verlassen. Stets hat er für mich gesorgt, und das wird er tun, bis an mein selig Ende!"

„Wenn man seiner Sache so gewiß ist das ist etwas Großes. Ich wollte, ich könnte es auch so sagen," entgegnete Jakob.

„Das wird bei euch auch so werden, glaubet nur seinem Wort und fahret fort, ihn zu bitten; ich bin gewiß, er hilft euch auch!" versicherte Elisabeth. Am nächsten Tage stund diese wieder an seinem Bette. „Nun Jakob, wie geht's? Ich brauche eigentlich nicht zu fragen, daß es besser ist?" äußerte Elisabeth.

Gottlob und Dank!" entgegnete Jakob, „ich verlangte sehr nach euch, mir ist es viel leichter, meine Schulden drücken mich nicht mehr. Es wurde mir klar, daß Jesus auch für mich litt. Das ist mir unfaßlich, wie er mich liebt, trotzdem ich so lange nicht hören wollte und gleichgiltig und unbekümmert um ihn meine Wege ging."

„Seine Liebe und sein Erbarmen ist unendlich groß, mit dem er uns nachgeht, jedem insbesondere. Sein Wort hält er gewiß, es wird nicht gebrochen" sagte Elisabeth jubelnd. „Ich wußte bestimmt, daß es so kommen werde!"

Drei Tage nachher war wieder Jahrmarkt im Städtchen. Weißt du die Neuigkeit? flüsterte einer dem andern ins Ohr. Nein, was ist's? — Der lustige Jakob Lange ist religiös geworden! Was? Der will ein Mucker werden? — Er soll sich bekehrt haben! — Ja, meinte ein anderer, das wird lange währen, notwendig war es schon, aber in seiner Krankheit und in seinem Leiden ist's ihm bange geworden, und da braucht's nicht viel, so fängt einer an, nachzudenken und macht gute Vorsätze; aber wartet nur bis er gesund ist, da werdet Ihr sehen, ob er anhält? —

Solche und ähnliche Reden konnte man am Jahrmarkt hören, auch Elisabeth hörte diese Aeußerungen und entgegnete lächelnd: Ihr seid verkehrt berichtet, es ist ganz anders wie ihr meint. Denkt euch nur: Zu dem großen Vermögen, das Jakob erbte von seinem Onkel, hat er jetzt ein noch viel größeres bekommen von unschätzbarem Wert das immer bleibt und seinen Wert nie verliert, es ist ihm das Erbe seines Gottes zuteil geworden! Hättet ihr ihn gesehen wie ich, so würdet ihr anders reden. Wäre es bloßes Menschenwerk, so könnte es sein, daß es verschwinden würde, aber es ist Gottes Werk und es wird wachsen und gedeihen. Und das werdet ihr sehen!" So sprach die alte Elisabeth.—

Jakob Lange genas, blieb aber gelähmt und freute sich im Besitz seiner beiden Vermögen. Er wandelt in den Wegen Gottes und braucht sein Geld, um den Armen und Verlassenen wohlzutun.

Elisabeths Gnadenzeit war zu Ende. — Kurz darauf konnte sie selig eingehen zu ihres Herrn Freude. Ihre letzten Worte zu Jakob waren: Halte dich fest an deinen Herrn und an Sein Wort; alle Dinge hienieden sollen dir dienen, ihn kennen zu lernen, lerne stets mehr von ihm selber.

Große Salpeter - Entdeckung.

Keine große Abenteuer- oder gar „Buhm"-geschichte ist die nachfolgende aus New Mexico, sondern die Sache ist bereits amtlich untersucht und bestätigt worden und hat im Auslande begehrliches Aufsehen erregt.

Es handelt sich um die Entdeckung eines Salpeterberges im Guadaloupe - Gebirge von New Mexico. Bis jetzt haben die Vereinigten Staaten jährlich für 12 oder mehr Millionen Dollars Salpeter aus Deutschland und Ostindien importiert, welcher der Hauptstoff für die Herstellung von Schießpulver ist. In unserem eigenen Lande hat man zwar kleine Lagerungen von minderwertigem Salpeter entdeckt, aber nicht genug, um auch nur die dringendste einheimische Nachfrage zu befriedigen. Durch jenen Fund im Wüstenlande von New Mexiko sind aber, wie man schätzt, die Vereinigten Staaten auf mindestens hundert Jahre mit diesem Stoff versehen, und es kann noch ein Teil exportiert werden, ja jede andere Nation, welche noch knapp daran ist, könnte versorgt werden! Und dieser Salpeter ist, nach dem Befunde Sachverständiger, von der besten Qualität, mit 60,96 Prozent reinen Potassium - Nitrats, — was bei diesem Stoff ein sehr hoher Feingehalt ist.

Die Geschichte der Entdeckung ist eine so sensationelle wie die irgend einer Gold- oder Silber Bonanza.

Jim Sean, ein alter Metallsucher, der im ganzen Südwesten bekannt ist, hatte drei Jahrzehnte hindurch die Gebirge abgeklopft und nach Gold und Kupfer geforscht, aber sehr wenig Erfolg gehabt, wenn auch hin und wieder kleine Einschaltungen oder „Taschen" sich vorfanden. Letzten Herbst war er wiederum auf einer Wanderung durch das Guadaloupe - Gebirge, als er einen hohen Berggipfel erreichte, dessen Boden-Formation ihm sehr fremdartig erschien. In der unbestimmten Hoffnung, daß sie irgend etwas Wertvolles enthalten könnte, nahm er eine Probe mit und schlenderte lässig weiter, bis er endlich den 65 Meilen von dem Berge entfernten Kurort Carlsbad, N. M., erreichte. Dort wurde ihm im Metallprüfungsamte gesagt, daß die vorgezeigte Probe Salpeter von hohem Gütegrade sei.

Jim gab eine gute Beschreibung der Fundstätte, meinte aber, daß es sich für ihn nicht zahlen würde, die Ausbeutung derselben zu versuchen. Doch wie das so geht — ein Halbdutzend anderer Prospektoren stand in Hörweite um ihn herum, und es war noch keine Stunde vergangen, als ein Wettreiten nach jenem Berge auf schnellen, ausdauernden Mustangs im Gange war!

Die Ersten, welche eintrafen, waren Ed. R. Lyon und die auf demselben Mustang reitende Miß Billie Anderson, eine schneidige junge, abenteuerdurstige Sattelheldin vom Staate des einsamen Sterns, weithin als Texas - Billie bekannt. Sie verloren keine Zeit, das Anspruchsstück als Eigentum Lyons abzustecken; und Lyon sandte die Texanerin nach dem 300 Meilen entfernten Santa Fe, damit sie die Besitzpatent-Papiere ausstellen lasse; Billie ritt Tag und Nacht, bediente sich zuletzt noch eines Expreßzuges, den sie anhielt, und erledigte ihre Aufgabe sogar noch etwas vor der ausbedungenen Zeit! Das brachte ihr ein Trinkgeld von $1000.

Mittlerweile trafen natürlich auch die Mitbewerber am Salpeterberge ein, und als sie sich geschlagen fanden, waren sie ohne Weiteres Lyon noch behilflich, der allgemeinen Gepflogenheit unter Metallsuchernd entsprechend.

Lyon sandte auch ein Probestück des Erdreichs nach Washington — und wurde vom Kriegsdepartment prompt angewiesen, unter keinen Umständen etwas zur Veräußerung des Eigentums zu tun, bis die Angelegenheit dem Kongreß unterbreitet und von der Regierung gebührend erwogen worden sei. Der Weisung wird entsprochen; sie kam übrigens nicht zu früh, denn schon hatten die Vertreter eines deutschen Syndikats sich um ein Vorkaufsrecht auf das Eigentum beworben.

Großmütig, wie er ist, gab Lyon einem der Mitbewerber, Will Davee, einen Anteil an dem Eigentum. Auch will er für den Jim, den ursprünglichen Entdecker sorgen, — so lange es für ihn noch zu sorgen gibt.

Aussichtsloser Versuch.

Unsere Zeit hat eine große Neigung, nachdem das Christentum mit seinen Segnungen die Völker beglückt hat, es nun auch ohne Christentum zu probieren. Dieses erinnert stark an jene kluge Dame, welche meinte, bei Tage brauche man doch eigentlich die Sonne nicht, da sei es ohnehin hell.

Um gegen andere nicht falsch zu sein muß man vor allem sich selbst treu sein.

Gute Ratschläge für Mütter.

Wenn du deinem Kinde die Begriffe von der Frömmigkeit beibringst, liebe Mutter, dann vergiß ja nicht, manchmal die Belehrung einfließen zu lassen, daß die rechte Gottesliebe und Frömmigkeit nicht nur im Gebet und Andachtsübungen bestehe, sondern daß man sich gewöhnen müsse, dem lieben Gott auch hie und da ein kleines Opfer zu bringen, sich um seinetwillen ein bißchen zu überwinden oder abzutöten. Hat dein Kind dich und den lieben Gott recht von Herzen lieb, dann wird es deine Ermahnung wunderbar schnell auffassen und in Ausübung bringen.

Dabei lernt es zugleich noch eine weitere schöne Tugend, nämlich seinen Willen zu beherrschen, und das ist für sein späteres Leben eben so wichtig als unerläßlich zu seiner Zufriedenheit und zu seinem Glücke. Das Kind, das sich nichts versagen lernt, wird später ein begehrlicher, lüsterner, ehrgeiziger Mensch werden, unangenehm für andere, unbefriedigt für sich selbst. Er wird vielleicht vieles haben, er wird aber noch mehr wünschen; er wird Gutes haben, Besseres verlangen, manchmal auch sehnsüchtig etwas begehren, was er sich absolut nicht verschaffen kann, dann ist sein Elend, sein Mißmut fertig. Nur wenn du ein Kind schon recht bald und früh an Genügsamkeit und Selbstbeherrschung gewöhnst liebe Mutter, nur dann legst du den Grundstein zu seinem einstigen Lebensglück, und falsche, unverständige Liebe wäre es, wolltest du dem kleinen Liebling alles geben, alles gewähren, was nur immer erfinderische Zärtlichkeit aufzutreiben imstande ist. Damit machst du dein Kind nicht glücklich es wird immer mehr verlangen, und schließlich auch das, was nimmer in deiner Macht liegt, ihm zu verschaffen.

Die Nützlichkeit der Fledermaus.

Die Fledermaus gehört zu den bestgehaßten Tieren. Daran trägt sie wohl die geringste Schuld. Wohl hat sie ein unschönes Kleid und ihr Auftreten zur Nachtzeit ist auch nicht geeignet, sie beliebter zu machen. Dazu kommt noch die weitverbreitete, aber doch ganz unbegründete Ansicht, die Fledermaus umfliege mit Vorliebe die Köpfe der Menschen und verwickle sich in die Haare derselben. Wenn wirklich einmal eine Fledermaus dem Kopf eines Menschen nahe kommt, so geschieht es rein zufällig, im Eifer emsigen Jagens nach schädlichen Tieren. Mit den Menschen will sie nichts zu tun haben. Sie empfindet sogar große Scheu vor ihm. Manche Leute schenken auch der Mär Glauben, der Fledermaus gelüste es nach dem Speck in den Räucherkammern; und doch lebt sie nur von Insekten, und zwar von solchen, welche in den Stunden der Dämmerung und der Nacht ihr Unwesen treiben, während sie sich bei Tage verkriechen und so den Vögeln, den emsigsten Vertilgern der Insekten entgehen. Wenn die Dunkelheit anbricht, geht aber auch die Fledermaus auf die Jagd, auf welche sie zahlreiche Fliegen, Mücken, Käfer, Nacht-

schmetterlinge und anderes Ungeziefer erbeutet. Durch diese Arbeit in der Nacht ergänzt sie also die nützliche Tätigkeit der Insekten fressenden Vögel u. wird dadurch selbst dort unentbehrlich, wo an letzteren kein Mangel besteht. Sie entwickelt dabei einen gewaltigen Appetit und verweilt, um ihn zu befriedigen, in Vorliebe in der Nähe von Stallungen der Haustiere. Man will festgestellt haben, daß eine Fledermaus innerhalb weniger Minuten zwölf Maikäfer vertilgte, eine andere sechzig Fliegen, eine dritte 18 Nachtschmetterlinge. Wie lang ist aber eine Nacht! Noch dazu verzehrt die Fledermaus ihre Opfer nicht völlig, sondern nur dessen weiche und saftige Teile; man kann also leicht ermessen, wie groß die Zahl der Insekten sein muß, welche sie in einer einzigen Nacht vertilgt! — Man sollte die Fledermäuse um so mehr schonen, als sie sich nur langsam vermehren und höchstens zwei Junge im Laufe eines Jahres liefern. In der Tat gibt es Länder, wo die Fledermaus in Ehren gehalten wird. Das ist besonders in Italien der Fall; dort hütet man sich, die meistens in den Viehställen gebauten Nester derselben zu zerstören, sie werden dort sorgsam behütet, wie auf jeder deutschen Farm die Schwalben.

—Der Landmann.

Fische, die in der Luft platzen.

Es gibt Fische, die nur in den Tiefen der Seen existieren können. Sobald sie an die Oberfläche gelangen, können sie nicht mehr leben, sondern gehen infolge ihres eigenartig gestalteten Organismus zugrunde. Ein solcher Fisch ist z. B. der Kilch. In einer Tiefe von 40 Klaftern haben die Kilche — ein Fisch im Bodensee — und ihre mit Luft gefüllte Schwimmblase einen Druck von ungefähr 7 einhalb Atmosphären auszuhalten. Werden diese Fische nun aus ihrem natürlichen Aufenthaltsorte herauf an die Wasseroberfläche gebracht, wo der Druck von nur einer Atmosphäre auf sie einwirkt, so wird die in ihre Schwimmblase eingeschlossene Luft, die bisher einen Druck von 7 einhalb Atmosphären gestanden hat, bei dem Heraufziehen allmählich eine Druckverminderung um 6 einhalb Atmosphären erleiden und sich in gleichem Verhältnis ausdehnen, so daß der baldige Tod eines solchen trommelsüchtig gewordenen Fisches erfolgen muß. Ist die Schwimmblase weniger elastisch und platzt aus diesem Grunde beim Heraufholen des Fisches, so drängt die Luft, die in die Bauchhöhle geraten ist, und der die Bauchwände Widerstand leisten, von innen her den Magen aus der Bauchhöhle hinaus und stülpt ihn in die nachgiebige Rachenhöhle. Der Tod des Fisches tritt also durch Platzen der Schwimmblase ein. Auch andere Fischarten und Tiere, die in den tiefsten Tiefen leben, können an der Oberfläche des Wassers nicht weiterleben. Da treffen wir z. B. auf Vettern unserer bekannten Kellerassel, wahre Hünen ihres Geschlechts von etwa 8 Zoll Länge und entsprechender Breite, während jene etwa einen viertel Zoll lang ist.

Das weiche Bett.

Ein junger Kaufmann kam im vorigen Jahrhundert aus der Provinz in die Hauptstadt. Er wußte nicht Bescheid, er suchte ein Gasthaus, wie er's gerade fände. Er fand und trat ein.

Das Haus, die Gesellschaft, alles sah ihm wohl nicht ganz einladend aus. Indeß war er erschöpft. Zu weiteren Versuchen fehlte fehlte ihm die Lust. Die Abendmahlzeit die er, ein wohlhabender und verwöhnter Mann, sich reichlich auftragen ließ, war gut; der Wein, den er forderte, war sogar sehr gut. Er war beruhigt und begehrte in sein Zimmer geführt zu werden.

Ein altertümliches Gemach in der Art des früheren Jahrhunderts nahm ihn auf. Verblichene Ledertapeten, schwer geschnitzte Möbel, Tische und Truhen von dunklem Nußbaumholz mit geschwungenen Beinen, im Hintergrunde ein ungeheures Bett mit einem eben so altertümlich schweren Betthimmel, von welchem seidene Franzen herabhingen, füllten den weiten Raum. Der alte, etwas unangenehm freundliche Mensch, welcher den Kellner machte, zündete die Lichter an und wünschte eine gute Nacht. Der Reisende war niemals so müde gewesen als heute. Rasch lag er im Bett. Weicher als in diesen Kissen hatte er noch niemals geruht. Weich umfangen schlief er ein, und nur ein tiefes Atmen hört man im stillen Gemach.

Und doch war der Schlaf nicht fest genug. Unser Reisender wachte auf. Ob es bereits nahe am Morgen war? Zum Glück hatte er, ehe er sich hinlegte, einen der Fensterläden geöffnet. Jetzt schien der Mond ins Zimmer. Er konnte nach seiner Uhr sehen. Erst ein Uhr war's. Nicht weiter? Er legte sich auf die andere Seite und suchte den Schlaf. Allein der Schlaf kam nicht. Er blickte halbwach nach dem großen, alten Oelgemälde an der gegenüberstehenden Wand. Es stellte dar einen alten Herrn im spitzen Hute. Sein künstlich gebautes, weißes gepudertes Haar fiel auf die steife Halskrause, um das schwarzseidene Wams, auf welchem die goldene Ehrenkette ruhte. Die Hand lag am Griff des Degens. Der Alte schaute so trotzig und finster in die Welt hinein. — Das Auge unsers Reisenden kehrte immer wieder zu Ihm zurück. Immer wieder hing es an diesem bleichen Gesicht mit den tiefliegenden dunklen Augen. Aber seltsam war's. Jetzt wurde dieser spitze Hut niedriger. Und langsam, langsam verschwand er ganz. Wo war dieser spitze Hut geblieben? Und nun, ebenso langsam verkürzte sich die hohe Stirn des Alten. Was war das. Jetzt war auch sie verschwunden. Und nun verschwanden auch die finstern Augen. Von oben her war der Kopf halb abgeschnitten. So sehr war unser Reisender noch bei Besinnung, daß ihm dieses die größte Verwunderung abnötigte. Er richtete sich auf, es war eine unerklärliche Angst über ihn gekommen. Er saß im Bett, und nun sah er nur die Brust des alten Herrn noch. Da, wie in Todesangst, sprang er mit einem Satz aus dem Bett. Und jetzt erst war er völlig wach. Er kleidete sich rasch an. Er beschloß das unheimliche Bild auf der Stelle zu untersuchen.

Aber es war nicht nötig. Etwas Grauenhafteres sah er noch. Er sah, wie der schwere Betthimmel sich leise, leise auf sein Bett hinabsenkte. Immer tiefer, immer tiefer neigte sich die schwere Masse. Und jetzt, der Atem stockte unserem Reisenden — jetzt lag die ganze große Last fest auf das Bett gedrückt da.

Er stand entsetzt. Das Blut erstarrte ihm in den Adern. Er fühlte wie er zitterte. Mein Gott, was war das?

Er sah, daß dies entsetzliche Bett ihm ein Bett des Todes war, wenn er es auch nur eine Minute später verließ. Er sah die Vorrichtung, mit der der schwere Betthimmel leise herabgesetzt werden konnte, den arglosen Schläfer unter der Last zu ersticken. Sie mußten lautlos sterben. Der Schrei, den sie etwa noch ausstoßen konnten, mußte unter dieser entsetzlichen Maschine, welche das Bett bedeckte und mit prachtvollen seidenen Franzen auch noch umfaßte, ungestört und lautlos verhallen. — Er sah es und stand selbst lautlos dabei. Und das Bild, nun es war das unversehrteste Bild der Welt.

Der sich senkende Betthimmel, der den Blick nach oben immer mehr wegnahm und das Gesichtsfeld verengerte, hatte die rettende Täuschung hervorgeracht.

Unser Reisender war gerettet. Wie viele aber mochten diesem entsetzlichen Werkzeuge erlegen sein! Er war gerettet und Gott gab ihm Kraft, wie diesem weichen Bett, so diesem Hause zu entkommen. Und Gott gab ihm einen Lebensabend, an welchem er Enkeln, die mit fröhlichen Kinderstimmen seinen Großvaterstuhl umspielten, von dem entsetzlichsten Augenblick seines Lebens erzählen konnte.

Die Nutzanwendung wird der Leser selbst finden. Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben sind das weiche Bett. Mancher weiß, daß er in diesem weichen Bett zum ewigen Tode hinstirbt. Ach, wer sich doch ein Herz fassen wollte, aus dem weichen, aber gefährlichen Bett herauszuspringen. Eile, wo du dich erretten und nicht mit verderben willst.

—Ev. Zeitschrift.

Aus der Friedensstimme.

Grünfeld, Barnaul, den 16. August 1912. Der hiesige Ansiedler H. Thießen drosch Sonnabend, den 11. August Weizen. Er hatte den Posten bei der Trommel, seine Frau reichte ihm die Garben vom Fuder auf den Trommeltisch, sein russischer Knecht mußte mit der Gabel das Stroh vom Strohschüttler entfernen. Da die Pferde ihren Schritt immer verlangsamten, verließ Thießen seinen Posten und trieb die Pferde etwas an. Als der Knecht sah, daß die Trommel leer ging, eilte er hinzu, nahm von der Erde einen Arm voll Weizen und schob denselben von der verkehrten Seite in den Baraban (die Trommel des Dreschsatzes). Da der Weizen feucht war, zog der Baraban mit solcher Macht, daß er auch des Knechts linken Arm mit hineinzog und die Hand

bis über dem Gelenk zermalmte. Dieses geschah in solcher Weise, daß keiner von Thießens etwas davon gesehen hat. Nur erst, als der Knecht selbst zu Thießen lief, welcher noch die Pferde trieb, und ihm die zermalmte Hand zeigte, wurde dieser inne, was geschehen sei. Thießen fuhr sogleich mit ihm nach Slawgorod; daselbst wurde die Hand amputiert.

Der Knecht hat noch nie bei einer Maschine gearbeitet, ist mit dem Einsetzen also ganz unbekannt.

Wechsel des Glücks.

Der König Sesostris von Aegypten ließ sich in seinem goldenen Wagen von vier Königen ziehen, die er besiegt hatte. Da bemerkte er, daß einer derselben immer auf das Rad zurückblickte, und fragte daher nach der Ursache.

Der gefangene König sprach: „Ich bedenke, wie unbeständig des Glückes Rad ist, was oben schwebt, fällt in einem Augenblick wieder herunter, was unten ist, wird in die Höhe geschwungen. Ich bin jetzt unten, ihr oben, aber wer weiß, wie lange!"

Da erschrack Sesostris so, daß er die vier Könige ausspannen ließ und nicht mehr als Gefangene, sondern als seinesgleichen behandelte.

Wieviele machen es dem König nach? Darin besteht unser Glück, daß wir Christus ähnlich werden, daß wir unsere Freude am Dienen finden. Der Glücklichste dient am meisten, der Unglücklichste herrscht am meisten über andere. In Jesu Dienst der Liebe sich zu verlieren, meint das alltägliche Glück zu erfassen. Hast du es?

Hufspalt.

Ein Hornspalt kann nie wie eine Wunde durch Zusammenwachsen der Spaltwände geheilt werden, sondern eine Heilung kann nur durch Nachwachsen von oben nach unten erfolgen. Der Nachwuchs des Horns wird befördert durch Dünnraspeln des Kronenrandes und die Anwendung von Hautbeizen an der Krone — Lorbeeröl, verdünnte Kantharidensalbe. — Bei blutenden Hornspalten ist zunächst eine kühlende Behandlung und dann Einschlagen des Hufes in Leinsamenbrei, dem man etwas Lysol, Kreolin oder Bazillol zusetzt, angezeigt. Alsdann sind die Spaltränder mit vernieteten Nägeln zu fixieren, was nur durch einen geschickten Schmied geschehen kann.

Ist der Spalt sehr klein, so kann Fixieren der Spaltwände nicht durch Hufnägel, sondern nur durch sogenannte Hornspaltriemen, oder durch einen Ketten-Teerverband ausgeführt werden. Im letzten Falle verdünnt man zweckmäßig das Brandhorn auf jeder Seite der Spalte auf etwa 4 Zentimeter Ausdehnung derart, daß dasselbe nach dem Spalt immer dünner wird, was auch nur ein geschickter Schmied machen kann. Bei Zehenrandspalten wird am Hufeisen zu beiden Seiten des Spaltes je ein Aufzug angebracht, bei Seitenwandspalten verwendet man zweckmäßig ein Schlußeisen mit einer Hufeinlage von Kork.

Eine Baumwohnung am Pugetsund.

Der Pugetsund, eine von vielen Inseln durchsetzte Bucht des Großen Ozeans in dem nordamerikanischen Staate Washington, bietet in dem waldreichen Gelände, das ihn umschließt, ein für Ansiedler sehr zukunftsreiches Gebiet. Der Einwandererstrom nimmt daher in diesem Teil der Nordwestküste des erwähnten zur Union gehörigen Staates beständig zu. In kurzer Zeit sind hier die Städte Seattle, Tacoma, Olympia und Port Townsend aufgeblüht. Sehr bedeutend ist jetzt schon der Handel mit Lachsen und Holz.

Auf große Bequemlichkeiten dürfen allerdings die Ankömmlinge, die sich mehr im Innern des Landes ansiedeln, um es urbar zu machen, nicht rechnen. Zur Gewinnung von Ackerland muß zunächst der Wald, der vorzugsweise aus Gelbkiefern und Weymouthkiefern besteht, niedergeschlagen werde. Mit der Unterkunft der Ansiedler ist es während dieser Periode recht dürftig bestellt. Man muß sich mit einer armseligen Holzhütte begnügen.

Daher sind erfinderische Köpfe verschiedentlich auf den Gedanken geraten, die stehengebliebenen Stümpfe der riesigen Gelbkiefern selbst zur einstweiligen Unterkunftshütte auszunützen. Derartige Stümpfe haben oft eine Höhe von doppelter Manneslänge und mehr, da hier die knorrigen Seitenvorsprünge des Baumes aufhören und sich deshalb der Stamm von Gerüsten aus leichter mit der Axt anhauen läßt. Man hackt aus dem Stumpf das gelbe, harzreiche Kernholz heraus, schneidet aus der Stammwand Oeffnungen für die Tür und die Fenster aus, überdeckt den Hohlraum mit einem Dach, und hat nun eine Hütte, in der es sich ganz erträglich wohnen läßt.

Ein königliches Beispiel.

Zwei amerikanische Knaben, welche mit ihren Eltern Europa durchreisten, spielten in den Anlagen von Kopenhagen, und der eine von ihnen warf den Hut des andern auf einen Baum. Während dieser nun versuchte, ihn wieder herunter zu bekommen, kam ein alter Herr des Weges mit seinem Regenschirm unter dem Arm und seinen Kopf in ein Buch vertieft.

„Bitte, mein Herr," sagte der Knabe, „wollen Sie mir nicht meinen Hut holen?"

Der alte Herr versuchte etwa fünf Minuten mit seinem Regenschirm, und da es ihm nicht gelingen wollte, riet er dem Knaben, auf seine Schultern zu steigen und mit Hilfe des Regenschirms gelang es ihm endlich, den Hut aufzufangen. Als der Knabe wieder herunterstieg und dem alten Herrn dankte, kam ein anderer Herr des Weges, welcher grüßte und den mit dem Regenschirm „Ihre Majestät nannte.

Die Knaben waren erstaunt, daß sie in dieser einfachen Weise die Bekanntschaft des Königs von Dänemark gemacht, und sie dachten, dieser hilfsbereite önig verdient sein Königreich.

Aber was denkt ihr denn von dem König aller Könige, der vom Himmel herniederstieg und für uns arm und gering wurde?

Die meisten Leute schaden sich dadurch, daß sie sich für unentbehr...

Elektrizität als Mittel gegen Schlaflosigkeit.

Der in medizinischen Kreisen wohlbekannte Dr. Nagelschmidt behandelt in der Berliner klinischen Wochenschrift seine von ihm entdeckte Art, auf welche Elektrizität erfolgreich gegen Schlafosigkeit angewendet werden kann. Er hat seine Versuche bisher nur mit Kaninchen und Hunden angestellt, meint aber, daß Menschen ebenfalls ohne die geringste Gefahr behandelt werden können.

Nach Dr. Nagelschmidts Methode wird Schlaf dadurch erzeugt, daß ein elektrischer Strom an dem untern Teil des Gehirns platziert wird. Dieses hat einen einschläfernden Effekt, welcher so lange wie gewünscht aufrecht erhalten werden kann. Dr. Nagelschmidt erklärt ferner, daß diese Methode geeignet ist, Schmerzen in irgend einem Körperteile zu stillen.

Vergibst du nicht, so denke auch nicht, daß dir Gott vergebe; vergibst du aber, so hast du den Trost und die Sicherheit, daß dir im Himmel vergeben werde, nicht um deines Vergebens willen, denn er tut es frei aus lauter Gnade, sondern daß er uns solches zur Stärkung und Sicherung, als zum Wahrzeichen setzt, neben der Verheißung: Vergebet, so wird euch vergeben.—Luther.

Kampf zweier Hirsche.

Vor etlichen Jahren wurden in den Gebirgen Colorados die Gerippe zweier Hirsche gefunden, deren Geweihe so fest in einander gehackt waren, daß man sie nicht wieder aus einander bringen konnte. Offenbar hatten die beiden Hirsche einen Streit gehabt, wobei die Geweihe dermaßen in einander verwickelt waren, daß die Tiere nicht mehr aus einander konnten! Erst mochten sie sich wütend angestiert haben. Aber als der Hunger kam, werden sie versucht haben, mit aller Macht aus einander zu kommen. Vielleicht haben sie eine zeitlang sich hingehalten, indem sie hie und da ein Maul voll Gras erhaschten. Aber auf die Dauer ging das nicht. Sie mußten elend verschmachten.

In dem Museum, wo die Skelette als seltene Merkwürdigkeit aufbewahrt werden mag manch einer, ohne sich etwas zu denken, an diesen stummen Zeugen eines so traurig endenden Streites vorübergehen. Aber es ist eigentlich die Regel, daß ein Zank, ein Streit immer für beide Parteien Böses mit sich bringt. Wie oft kommts doch vor, daß Kinder und auch Erwachsene sich so in den Zorn hineinrasen, daß ein Ende des Streits nicht abzusehen ist. Oft macht erst der Tod der Zwietracht ein Ende. Aber—wie mögen solche Menschen sterben?

Wie lieblich ist dagegen Abrahams Beispiel, der als ein Gotteskind nach Frieden mit Lot strebte und ihn fand — im Nachgeben. Unser Sprichwort sagt wohl: „Der Klügste gibt nach." Und das ist wahr, wenn auch die Nachgebenden oft als die Dummen angesehen werden. Unser Heiland sagt jedenfalls die Wahrheit, wenn er spricht: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen."

Getroffen.

Prinz Almond, ein Magier und weiser Mann, aber gottlos und lasterhaft, wurde einmal von einem alten Ansiedler besucht, der seiner Frömmigkeit wegen überall bekannt war. „Als ich hierher kam," sagte der Alte, „sahe ich einen Farmer, von dem erzählt wird, daß er fleißig arbeite Taf für Tag. Mit großer Vorsicht pflügt er seinen Acker. Viel Dünger hat er verwendet, damit er fetten Boden erhalte. Und nun sagte er, daß er fertig sei und nur warte auf die Ernte. Durch all seine Vorkehrungen hat er doch die Hauptsache vergessen, nämlich das Säen, den Samen. „Was für ein Narr!" sagte der Prinz. „Du sprichst die Wahrheit," sagte der Alte, „aber wie viel närrischer ist doch der, der täglich im heiligen Buche liest, die Worte der Weisheit auswendig hersagen kann u. doch nicht darnach tut." Lange stund der Prinz mit gesenktem Haupte da. Endlich sagte er: Deine Weisheit ist größer als die meine und meiner Ratgeber." — Er folgte dem Rat des Alten und ward ein glücklicher Prinz.



Mache dich nützlich!

Ein Knabe sagte zu seinem Vater: „Ich wünsche, einmal ein großer Mann zu werden." Da antwortete der Vater: „Gut, fange an, alle Gänge für deine Mutter zu tun, die du ihr abnehmen kannst."

Der Vater hatte recht. Gänge besorgen ist eine gute Uebung in der Welt. Viele große Männer in der Welt fingen als Laufjungen an. Es gab ihnen Gelegenheit, zu zeigen, daß man ihnen vertrauen könne.

Wahre Weisheit muß dem Herzen nicht minder als dem Kopf entsprungen sein.

Prämienliste für Amerika.

Prämie Nr. 1 — für $1.00 bar, die Rundschau und Familienkalender.

Prämie Nr. 2 — für $1.25 bar, die Rundschau u. Christl. Jugendfr.

Prämie Nr. 3 — für $1.30 bar, die Rundschau, den Jugendfreund und den Familienkalender.

Prämie Nr. 4 — für $2.00 bar, die Rundschau und das Evangelische Magazin

Prämie Nr. 5 — für $2.25 bar, die Rundschau, das Evangelische Magazin und den Jugendfreund.

Prämie Nr. 6 — für $2.30 bar, die Rundschau, Ev. Mag., Jugendfreund und Familienkalender.

Wer nun, nachdem er eine der obigen Prämien gewählt hat, noch eine zweite wünscht, der wähle sich noch eine der untenstehenden drei Nummern: Nr. 7, 8 und 9, gebe auf dem Bestellzettel die gewünschten Nummern und füge dem Betrage für die erste Prämie noch den Betrag der zweiten hinzu.

Prämie Nr. 7 — Ein Aluminiumsatz, bestehend aus drei Stücken: Je ein Gefäß für Salz, Pfeffer und Zahnstocher. Ganz aus Aluminium gefertigt, mit Bleigefülltem Boden, der das Umfallen verhindert $ .25

Prämie Nr. 8 — Tafels engl.-deutsch. und deutsch-engl. Wörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache beider Sprachen, 876 Seiten; in Leinwand geb. Größe 4 einhalb bei 6 Zoll. Preis sonst 90 Cents, als Prämie $ .75

Prämie Nr. 9 — Ein Buch, die Geschichte der Mennoniten $1.00

Dies Buch ist in unserer Anzeige in dieser Nummer näher beschrieben.

Für Leser in Canada.

Diese letzten drei Pämien werden von der canadischen Regierung mit Zoll belegt.

Man benutze den Bestellzettel und gebe die richtige Nummer der gewünschten Prämie an. Bitte, den Namen gerade so zu schreiben, als er auf der Rundschau steht. Und wenn Aenderungen gewünscht werden, dann gebe man jedesmal die alte Adresse auch an.

Bestellzettel.

Schicke hiermit $-------- für Mennonitische Rundschau und Prämie Nr. ------

(Sowie auf Rundschau.)

Name --------------------

Route ---- Staat --------------

Postamt -------------------

Der reichste Mann Italiens.

Es dürfte nur wenig bekannt sein, daß es einen Italiener gibt, dessen Reichtum den Vergleich mit den New Yorker Finanzgrößen sehr wohl aushält. Es ist der Bankier Pisa in Mailand, dem sein kürzlich verstorbener Vater ein Vermögen von nicht weniger als 600 Millionen Lire — $120,000,000 — hinterlassen hat. Bei der Gelegenheit wurde der Besitz dieser reichsten Familie Italiens wegen der Erbschaftssteuer genau berechnet; und sie betrug in diesem Falle $600,000.

Frau stirbt, welche die Regierung von sechs Monarchen miterlebt hat.

In Cobourg, Ont., starb in letzter Woche Frau Charlotte Potts im Alter von 101 Jahren. Sie war die älteste Frau in Northumberland County und hinterläßt neun Kinder. Frau Plott wurde in Plymouth, England, geboren und kam mit ihrem Vater im Jahre 1814 nach Canada. Sie lebte unter der Regierung von sechs britischen Monarchen.

Ein Raubüberfall.

Vor mehreren Tagen wurde Fred Leonard von Straßenräubern überfallen und ausgeplündert. Er leistete zwar Widerstand, mußte aber in dem ungleichen Kampfe unterliegen. Die Strolche nahmen ihm seine ganze Barschaft ab. Alles, was er retten konnte, war ein Stück von einer $5-Note, die bei dem Kampfe mit den Räubern zerrissen wurde. Leonard brachte dieses Stück nach dem Bundesunterschatzamte und berichtete von seinem Abenteuer.

Gestern morgen erschien im Bundesschatzamte ein anderer Mann, der ebenfalls ein Stück einer $5-Note vorzeigte und dasselbe gegen einen vollgiltigen $5-Schein einzutauschen wünschte. Die Bundesbeamten erinnerten sich sofort der von Leonard erzählten Geschichte, verglichen die beiden Stücke des $5-Scheines miteinander und fanden, daß sie sich ergänzten. George Dubbie, so heißt der Mann, der den Teil der von Leonard geraubten $5-Note eintauschen wollte, wurde natürlich festgenommen und der Polizeiüberantwortet. Dubbie, der ein Sänger an einem Tingeltangel an der Cottage Grove Avenue und der 31. Straße ist, behauptet, den zerrissenen Papierschein von einem ihm unbekannten Manne erhalten zu haben, wird wohl eine bessere Aufklärung geben müssen, ehe man ihn wieder in Freiheit setzt.

Ein neues Betäubungsmittel.

Ein Londoner Arzt, Dr. F. W. Forbes Roß, hat, wie die führende englische Zeitschrift auf dem Gebiete der Medizin, die „Lancet", berichtet, ein neues „Anästhetikum" (die Empfindung aufhebendes Mittel) erfunden, das er selbst bereits in zahlreichen Fällen bei schweren Operationen erfolgreich erprobt hat. Dr. Forbes-Roß macht in das Operationsgebiet und dessen nächste Umgebung eine Einspritzung einer Lösung von Chinin und Harnstoffchlorid. Hierdurch soll völlige Empfindungslosigkeit hervorgerufen werden, die längere Zeit, 24 Stunden bis zu sechs Tagen, anhält, so daß nach der Beendigung der Operation und während der ersten Zeit der Heilung der Operierte an seiner Wunde durchaus schmerzfrei ist. Durch die eingespritzte Flüssigkeit werden dabei die Gewebe nicht beschädigt. Dr. Forbes-Roß hat sein neues Anästhetikum bisher in 15 Fällen angewendet, in denen es sich um größere Operationen handelte. Er hält das neue Betäubungsmittel für sehr geeignet bei Quetschungen und Knochenbrüchen, außerdem empfiehlt er es bei Operationen von Kindern und in allen Fällen, wo aus irgend einem Grunde kein Morphium verabreicht werden darf.

Endlich, endlich muß es doch
Mit der Not ein Ende nehmen;
Endlich bricht das harte Joch;
Endlich schwinden Angst und Grämen;
Endlich muß der Kummerstein
Auch in Gold verwandelt sein.

Große Naturgasquelle.

In einer Tiefe von 1054 Fuß wurde in Tofield, Alberta, eine Quelle von Naturgas geöffnet, deren Ergiebigkeit Sachverständige auf zwei Millionen Kubikfuß pro Tag schätzen. Sobald die Gasquelle angebohrt war, wurde Gestein und Erde durch das Bohrloch mehr als vierhundert Fuß über der Erdoberfläche in die Luft geschleudert. Die Bohrarbeiten wurden sofort eingestellt und der Schacht wurde abgeschlossen. Der Bewohner von Tofield und Umgegend bemächtigte sich eine ungeheure Aufregung. Alle Möglichkeiten, welcher dieser Fund im Gefolge haben könnten, wurden in Erwägung gezogen. Der Wert des Grundeigentums verdreifachte sich innerhalb weniger Stunden, und dasselbe wechselte während dieser Zeit seine Besitzer öfter als dies seit Wochen vorher der Fall gewesen war.

Die Gasquelle gehört der Munizipalität die beabsichtigt, dieselbe für Fabrikzwecke nutzbar zu machen. Ein bereitsgeäußerter Plan, das Gas durch Röhren nach Edmonton zu leiten, wurde verworfen, da man hofft, Tofield selbst zum Industriezentrum Mittelalbertas zu machen. —Der Nordwesten.